



Archäologie Baselland



Jahresbericht 2020

Dokumentationen und Funde

IMPRESSUM

Herausgeber: Archäologie Baselland, Liestal
Redaktion, Layout: Reto Marti
Lektorat: Andreas Fischer
Grafik: Tom – it's fair design! www.tom-ifd.ch
Druckversion: Gremper AG, Pratteln
Bezugsquelle: Archäologie Baselland, Amtshausgasse 7, CH-4410 Liestal
oder als Download: www.archaeologie.bl.ch



© 2021 Archäologie Baselland; Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion des Kantons Basel-Landschaft

Abbildungsnachweis: sämtliche Fotografien, Zeichnungen und Pläne stammen, wo nicht anders vermerkt, aus den Archiven von Archäologie und Museum Baselland.



Archäologie erleben

Zeiten wie diese geben zu denken. Verwöhnt durch die Vorstellung, alles sei «irgendwie» machbar, werden wir plötzlich mit unsichtbaren Naturkräften konfrontiert, die nicht – oder zumindest nicht wie gewohnt – in den Griff zu bekommen sind. Diese Erfahrung teilen wir mit unseren Vorfahren, für die solche nicht zu beherrschende «Mächte» Alltag waren. Der eine oder die andere sieht die Strategien, wie frühere Generationen mit ihrer Umwelt zurande kamen, heute vielleicht mit etwas anderen Augen.

Zu wissen, was die Menschen vor hundert Jahren oder in grauer Vorzeit in dieser Region erlebt, erlitten und geleistet haben, ist wichtig für uns, denn Zukunft braucht Herkunft. Die Archäologie als Hüterin der materiellen Zeugnisse ist mit ihrer Anschaulichkeit die ideale Partnerin auf der Suche nach Einsichten. Die Landschaft, deren Wert als Erholungs- und Erlebnisraum derzeit so hoch geschätzt wird wie schon lange nicht mehr, ist voller Spuren einer reichen Geschichte.

Die kürzlich vom Bundesamt für Statistik veröffentlichte zweite Erhebung zu Sprache, Religion und Kultur der Schweizer Wohnbevölkerung zeigt, dass die Beliebtheit von Besuchen historischer und archäologischer Stätten gegenüber der Umfrage 2014 nochmals deutlich zugelegt hat und mit einer Zustimmung von 74% zur beliebtesten kulturellen Freizeitbeschäftigung geworden ist – und dies *nota bene* in Vor-Covid-Zeiten! Heute, mit all den Einschränkungen, ist das Aufsuchen frei zugänglicher Zeugen der Vergangenheit in Sachen Kulturerbeangebot nahezu konkurrenzlos. Eine breite Angebotspalette mit interaktiver Karte finden Sie auf unserer Website!

Reto Marti
Kantonsarchäologe



Inhalt

Jahresrückblick	4
Fundstellen und Schutzzonen	16
Grabungen und Bauuntersuchungen	28
Fundabteilung	84
Konservierungslabor	114
Archäologische Stätten	126
Dokumentation und Archiv	142
Auswertung und Vermittlung	152
Zeittabelle	196



Jahresrückblick

Das alles bestimmende Thema des Jahres 2020 drehte sich um ein kleines, unsichtbares Ding, das derzeit die Welt auf den Kopf stellt. Auch wenn die Massnahmen und Auswirkungen rund um Covid-19 natürlich auch an der Archäologie Baselland nicht spurlos vorbei gegangen sind, so lässt sich doch feststellen, dass der Betrieb fast wie gewohnt aufrecht erhalten wurde. Notgrabungen, Baudokumentationen und die Überwachung von Baustellen liefen mit angepassten Sicherheitsmassnahmen weiter. Durch das vermehrte Homeoffice kamen die Arbeiten im Hintergrund – im Archiv, bei der Funderfassung oder beim Aufarbeiten von früheren Untersuchungen – etwas konzentrierter zum Zug. Und unsere ehrenamtlichen Späher nutzten offensichtlich die «Gunst der Stunde» und waren noch intensiver als sonst an der frischen Luft, was sich in zahlreichen Fundmeldungen niederschlug. Dass die Archäologie Baselland in diesem anspruchsvollen Jahr derart reibungslos funktionierte, ist das grosse Verdienst aller Mitarbeitenden. Ihnen gebührt an dieser Stelle ein ganz grosses Dankeschön – für ihre Flexibilität, ihren Ideenreichtum und ihre unglaublich grosse Leistungsbereitschaft!

Dass sich der Einsatz auch im Jahr 2020 mehr als gelohnt hat, zeigen Ihnen die folgenden Seiten. Der Bogen reicht diesmal von der jungsteinzeitlichen Horgener Kultur in Tenniken über einen karolinischen Münzhort bei Frenkendorf und das Liestaler «Törli» bis zu einer Bootsanlegestelle bei Schloss Bottmingen. Parallel dazu begann auf der Farnsburg das grosse Sanieren, das Kloster Schöntal wurde endlich mit einer gebührenden Publikation gewürdigt, zwei Dissertationen fanden ihren Abschluss, und auf der Burg Pfeffingen loteten wir neue Formen der Vermittlung aus. Ich wünsche frohe Lektüre!

Reto Marti

Durch ein Virus nicht zu bremsen: Andreas Wahl und Daniel Perez beim Untersuchen eines archäologischen Befunds in Reinach.

Archäologie: jederzeit und (fast) überall präsent

Das «Terra X»-Team bei Dreharbeiten im Konservierungslabor an der Frenkendörferstrasse.

Dass die Archäologie Baselland alles daran setzt, die Früchte ihrer Arbeit der Öffentlichkeit rasch zur Verfügung zu stellen, dürfte sich mittlerweile herumgesprochen haben. Regelmässige Meldungen in den Medien informieren die breite Bevölkerung. Jahresberichte wie den, den Sie gerade

in den Händen oder vor sich auf dem Bildschirm haben, stellen sicher, dass die wesentlichen Themen des Vorjahrs wenige Monate später Interessierten frei zugänglich sind. Wissenschaftliche Monografien und Beiträge in Fachzeitschriften garantieren den nötigen Austausch mit der Fachkollegenschaft.

Auch Fernsehfilme sind immer willkommen. Nach dem SRF-Piloten «Auf den Spuren von Liebe und Sex – eine archäologische Zeitreise» (2018), an dem auch die Archäologie Baselland beteiligt war, sprachen kürzlich die Macher der ZDF-Magazins «Terra X» vor, weil sie im Rahmen ihrer Recherchen zum Alltagsleben auf einer mittelalterlichen Burg auf die ungewöhnlich detailreichen Ergebnisse der Tierknochenauswertung der Burg Altenberg bei Füllinsdorf gestossen sind. Die Ausstrahlung des Films, mit Szenen aus dem Konservierungslabor und unserem «Probenschlammhäuschen», soll Ende 2021 erfolgen.



A propos Burgen: Reich bebilderte Informations-tafeln gehören heute zum Standard in der Vermittlung einer archäologischen Stätte vor Ort. Im Berichtsjahr hat die Archäologie Baselland nun ihre Internetseite so aufgerüstet, dass es auf einfache Weise möglich ist, diese Tafeln im Gelände über einen QR-Code online mit mannigfaltigen Hintergrundinformationen zu erweitern. Ein Pilotprojekt mit tollen Hörgeschichten aus der Feder von Barbara Piatti, die uns auf der Burg Pfeffingen in vergangene Zeiten eintauchen lassen, ist erfolgreich gestartet (S. 186 ff.).

Nicht nur aus diesem Grund hat die Website einen hohen Stellenwert im Vermittlungskonzept der Archäologie Baselland. Faszinierende Ausgrabungen, das Neueste zur Geschichte der Baselbieter Baukultur oder spannende Ausflugsziele – ob es auch direkt vor Ihrer Haustüre etwas Archäologisches gibt, finden Sie zum Beispiel über unsere interaktive Karte rasch heraus. Das Angebot wird kontinuierlich erweitert.

Ein Vorteil dabei ist, dass online alles jederzeit verfügbar ist – also auch sonntags, wenn Sie gerne einen Ausflug auf Ihre Lieblingsburgruine unternehmen möchten. Das Internet bietet darüber hinaus aber wertvolle Technologien, die anderen Medien fehlen. An erster Stelle steht für uns die

Über die interaktive Karte der Website der Archäologie Baselland sind die wichtigsten Fundstellen des Kantons leicht auffindbar.

Name	Epochen	Ort	WEITER
Fürstengrab, Kultplatz oder Burg?	Ältere Steinzeit	Mutten, Räderstadel	WEITER
Steinzeitlicher & 19. Jh. Kultur	Jungsteinzeit	Frenkenhof, Räderstadel	WEITER
Big Data aus der Welt der Toten	Römervzeit	Rinach, Müstschler	WEITER
Der Feudal von Malven	Abbaszeit	Pratten-Höhle, Gasse	WEITER
Ein verborgenes spätantikes Woll	Neuzeit, Moderne	Zürcher, Müllegrube 9	WEITER
Fisch aus der Steinzeit	Friedenstadel	Therell, Berkenbrasse	WEITER
Carigna	Ältere Eisenzeit	Mutten, Müggelacker	WEITER
Eine der grössten Baugruben der Neolithikumzeit	Hochmittelalter, Spätmittelalter, Neuzeit, Moderne	Pfeffingen, Burg	WEITER
Abbaszeitliche Steinwerkzeuge über dem Bergsee	Abbaszeit, Mittelalter, Jungsteinzeit	Roggenburg, Albi, Neumünz	WEITER

Möglichkeit, Fundgegenstände, Ausgrabungsstätten oder Modelle dreidimensional zu präsentieren. Dies ist mehr als eine weitere Dokumentationsmethode: Viele Dinge sind in 3D schlicht viel anschaulicher und deshalb auch für eine breitere Öffentlichkeit attraktiv.

Um das reiche Informationsangebot unserer Website bekannter zu machen, startete im Berichtsjahr eine Serie auf dem Facebook-Kanal des Kantons Basel-Landschaft. Mit tatkräftiger Unterstützung durch Fabienne Romanens, Kommunikationschefin der Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion,



Die Stärken der dreidimensionalen Präsentation dargestellt am beispiel des jüngst neu restaurierten Topfhelms von Madeln: Das Objekt ...



... lässt sich nicht nur nach Belieben drehen und wenden und so von hinten, von vorne und der Seite betrachten, ...



... sondern aus jedem Blickwinkel auch ganz nahe im Detail untersuchen.

wurden und werden in loser Folge Fundstellen aus dem Baselbiet vorgestellt (S. 190 ff.).

Und was meint das Publikum zu unseren Bemühungen? Die Rückmeldungen der Leserinnen und Leser etwa zu unserem Jahresbericht sind durch-

wegs positiv und erfreulich: Der Architekt, der mit Archäologie eigentlich nichts am Hut hat und dann trotzdem den Bericht von A bis Z durchliest, die Bauherrin, die begeistert auf die Geschichte ihres Hauses stösst, der Professor, der die knappe Prägnanz der Grabungsberichte lobt, der Feriengast,



Emanuel Büchel hat die Farnsburg um 1740/50 mehrmals und aus unterschiedlichen Perspektiven gezeichnet.



Aus seinen Darstellungen lässt sich in Verbindung mit der heutigen Topografie am Bildschirm ein 3D-Modell herstellen ...



... das wiederum ganz neue Einblicke in die Burg ermöglicht!

Geliked, geteilt und rundum bewundert: Die goldene Gewandschliesse aus Aesch (680 n. Chr.) findet auf allen Kanälen Anklang.

der das Büchlein als Reiselektüre mitnimmt ... Offensichtlich wird die Veröffentlichung sehr geschätzt.

Die Facebook-Serie hat uns Hunderte von Likes und begeisterten Kommentaren beschert. Die Bei-

träge wurden zudem fleissig geteilt. Und auch auf der eigenen Website ist die erhöhte Aufmerksamkeit deutlich spürbar: Die Besucherzahlen haben gegenüber dem Vorjahr um satte 75 % zugenommen. Rund 14 000 Nutzerinnen und Nutzer zählten wir im Jahr 2020.

Auf mehrere Einträge haben auch die Medien reagiert: Als «20 Minuten» über die berühmte goldene Filigranscheibenfibeln von Aesch berichtete, schnellten die Zahlen auf dem entsprechenden 3D-Modell über Nacht um 9400 Besucher hoch! Auch Kommentare wie «Grossartig!» und «Riesenskompliment» für die Hörstationen auf der Burg- ruine Pfeffingen nehmen wir gerne zur Kenntnis.

Ich möchte die Gelegenheit nutzen, um Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, für die vielen positiven Rückmeldungen zu danken. Sie sind für uns der beste Ansporn, den eingeschlagenen Weg der Öffentlichkeitsarbeit mit Elan fortzusetzen.



Die Filigranscheibenfibeln wurde einer Frau Ende des 7. Jahrhunderts mit ins Grab gelegt.

Dieser seltene Schatz lag in 1300 Jahre altem Grab

AESCH. Der Kanton Basel-Land... sche sei etne «extrem seltene... Gefunden wurde die Fibeln 1991

Eine neue Wanderausstellung: Mondhörner

Ein Fundstück hat in den vergangenen Jahren auch medial für Aufsehen gesorgt: das «Mondhorn» aus der Ausgrabung am Rainenweg in Reinach. Der Zufall wollte es, dass in jüngster Zeit auch in Boswil im Kanton Aargau und in Cham im Kanton Zug derartige Objekte zum Vorschein gekommen sind.

Die Neufunde gaben den Anstoss zu einer Wanderausstellung, die eine aktuelle Bilanz zieht zur Frage, die die Forschung schon seit Generationen beschäftigt: Wozu dienten diese rätselhaften Dinge? Hatten sie einen praktischen Nutzen am Herd, oder bildeten sie gar die Schnittstelle in eine übersinnliche Welt?

Gemeinsam mit dem Neuen Museum Biel, dem Amt für Archäologie Thurgau, dem Museum Burghalde Lenzburg und dem Museum für Urgeschichte(n) Zug sowie dem Fachmann Kurt Derungs lancierte Archäologie und Museum

Baselland die Wanderausstellung «Mondhörner – Rätselhafte Kultobjekte der Bronzezeit».

Der Startschuss für die Tournee fiel am 9. August im Museum.BL – eine der wenigen Vernissagen, die im Covid-Jahr 2020 möglich war (S. 160 ff.).

Online jederzeit zu Diensten: Andreas Fischer präsentiert die Ausstellung «Mondhörner» auf Youtube.



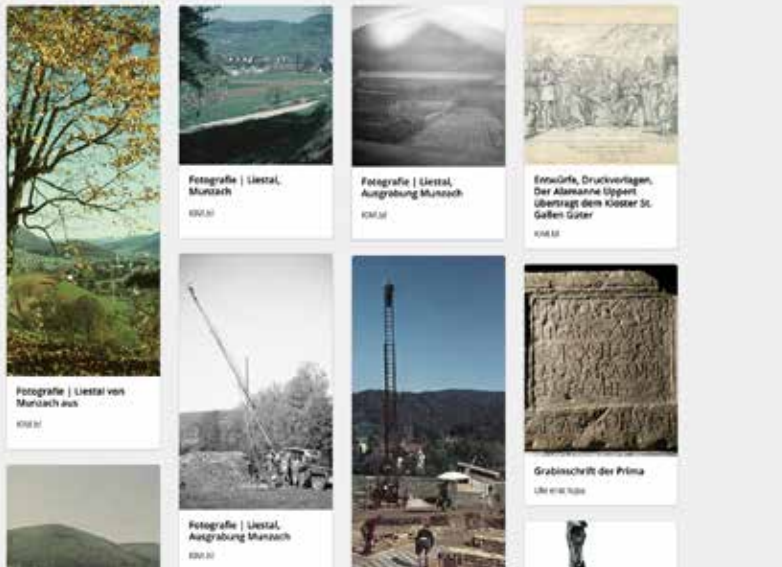
Ein neues Netzwerk: aus KIM.bl wird KIM.ch

Internationale Ausstrahlung dank KIM.bl: Der römische Gutshof von Munzach im europäischen Kulturgüterportal europeana.eu.

Die originalen Objekte aus vergangenen Zeiten bilden das Fundament für die Bewahrung des Kulturerbes. Wenn es um deren Erschliessung geht, ist meist von Datenbanken die Rede, die eine mehr oder weniger effiziente Erfassung der Informationen rund um die Gegenstände versprechen.

Viel zentraler sind aber im Grunde genommen die Menschen, die diese Arbeiten erledigen, und die Art und Weise, wie sie dies tun. Es braucht neben einem Konzept für die Datensicherheit Richtlinien und Standards, damit die gespeicherten Informationen später vollständig und auch über einzelne Sammlungen hinaus verwendbar sind. Nur so lassen sie sich zum Beispiel in internationale Kulturgüterportale ausspielen.

Aus diesem Grund hat der Kanton Baselland gemeinsam mit regionalen und lokalen Institutionen und Sammlungen vor Jahren das Kulturgüterportal und Museumsnetzwerk KIM.bl gegründet. Dieses ist mittlerweile erfolgreich etabliert, und das Interesse weiterer Kantone ist gross. Deshalb wurde im Berichtsjahr gemeinsam mit den Nachbarkantonen Aargau, Bern und Solothurn der Verein KIM.ch gegründet, der das «Baselbieter Modell» vorerst auf die vier Partner ausweiten soll. Sind die Systeme erst entwickelt, ist es durchaus denkbar, weitere Kantone mit an Bord zu nehmen.



Ein neues Buch: Kloster Schöntal

Die Literatur zum Kloster Schöntal bei Langenbruck ist bereits ziemlich umfangreich. Doch keines dieser Werke hat bisher in gebührender Weise die archäologischen Forschungen mit einbezogen, die in den letzten 35 Jahren vor Ort stattgefunden haben.

Welche Fülle an neuem Wissen aus diesen Untersuchungen zusammengekommen ist, zeigt die 2020 erschienene Monografie zum ältesten Kloster im Kanton eindrücklich. Der Band 54 der ›Schriften der Archäologie Baselland‹ stammt in weiten Teilen aus der Feder von Felicia Schmaedecke. Ergänzt werden ihre Analysen am archäologischen und bauhistorischen Befund durch Beiträge zu den Fundgegenständen (Sandra Billerbeck), zu den Bestattungen (Cornelia Alder), zur kunstgeschichtlichen Einordnung der berühmten Westfassade (Carola Jäggi und Hans-Rudolf Meier) sowie zu den in Resten erhaltenen Wandmalereien (Sabine Gisiger).

Im Zusammenspiel dieser Spezialistinnen und Spezialisten ist ein einmaliges Gesamtbild des Klosters

entstanden, von den Anfängen als Doppelkloster für Mönche und Nonnen des Benediktinerordens über die Zeit der Serviten bis hin zur Umnutzung nach der Reformation – erst als Sennhof des Basler Bürgerspitals und schliesslich als privater Landsitz und Kunstgalerie (S. 182 ff.).

Die Forschungen zur Geschichte des Klosters Schöntal bereichern die heutige Kulturstätte um die zeitliche Dimension.



Ein neues Feld: fortifikatorische Bauten des 20. Jahrhunderts?

Soldaten beim Anlegen von Schützengräben im Hauensteingebiet, um 1914/18 (Schweizerisches Bundesarchiv).

Wer ist auf seinen Wanderungen in den Höhen des Jura nicht auch schon auf die Reste im Zickzack verlaufender Schützengräben und halbverfallene Bunker gestossen? Es sind Relikte der «Fortifikation Hauenstein», eines eindrücklichen Verteidigungswerks von rund 40 Kilometern Länge, das

Tausende von Wehrdienstleistenden in der Zeit des ersten Weltkriegs, zwischen 1914 und 1918, errichtet haben.

Obwohl es dazu immer wieder Nachfragen gibt: Das kleine Team der Archäologie Baselland ist bisher nicht in der Lage, sich um die militärischen Anlagen des 20. Jahrhunderts zu kümmern. Dafür sind seine Ressourcen, die es auf zwingend erforderliche Notgrabungen und Baudokumentationen konzentrieren muss, zu knapp. Andererseits wäre in unserer Fachstelle das Spezialwissen vorhanden, um die Geländedenkmäler zu dokumentieren, punktuell Konservierungsmassnahmen zu erarbeiten und die Anlagen vor Ort in geeigneter Weise zu vermitteln.

Die historischen Wehrbauten auf den Jurakreten bieten die Möglichkeit, Freizeiterlebnis und Tourismus in spektakulärer Landschaft mit kulturgeschichtlichen Themen zu verbinden. Potential ist also vorhanden – man darf gespannt sein, welche Mittel die Politik dafür bereitzustellen geneigt ist.



Eine neue Mitarbeiterin: Anna Schuh

Nach gleich mehreren personellen Veränderungen 2019 gibt es im letzten Jahr «nur» eine neue Stellenbesetzung zu verkünden: Auf Judith Huber, die nach einer einjährigen Zwischenstation bei Archäologie und Museum zu neuen Ufern aufbricht, folgt im Konservierungslabor Anna Schuh.

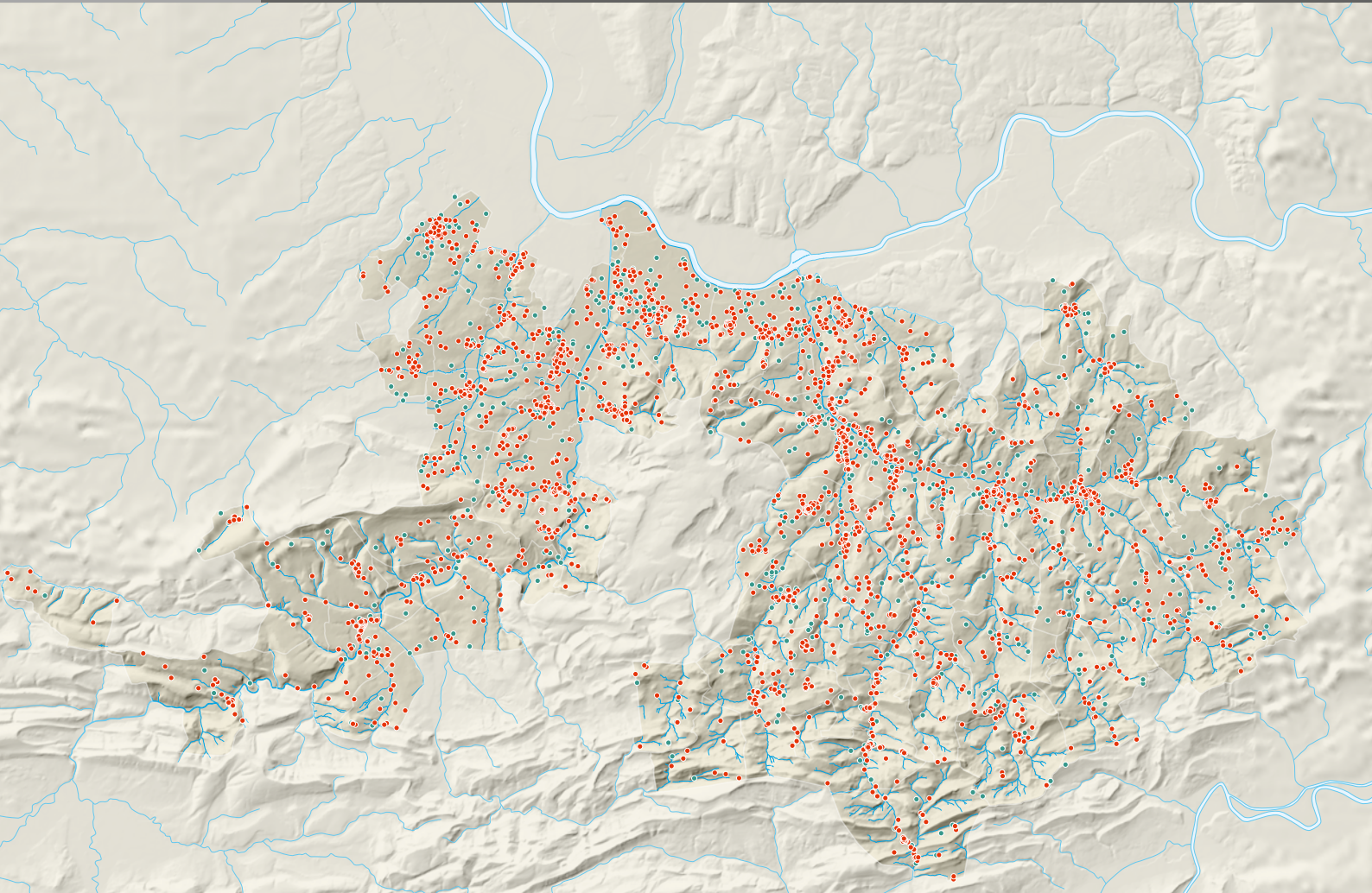
Anna hat 2020 ihr Masterstudium in Konservierung und Restaurierung an der Hochschule der Künste Bern abgeschlossen. Schon während des Studiums beschäftigte sie sich in verschiedenen Praktika mit der Konservierung und Restaurierung von archäologischen Funden sowie ethnographischen Objekten. So hat sie – nebst Stationen in Vancouver und München – beim Archäologischen Dienst des Kantons Bern den Fundeingang begleitet und Erfahrung in der Erstversorgung und Lagerung der Fundgegenstände gesammelt. Dort und bei der Computertomografie-Analyse einer Blockbergung vom Lötschenpass lernte sie unter anderem, wie wichtig die Erstversorgung und Dokumentation von Neuzugängen für die weitere wissenschaftliche Bearbeitung und Präsentation sein kann.

Bereits nach kurzer Einarbeitungszeit hat sich Anna Schuh bestens eingelebt. Wir sind froh um die neue Fachkraft und wünschen ihr viel Freude in unserem kleinen, aber hochmotivierten Team.

Reto Marti

Die Restauratorin Anna Schuh montiert die hauchdünnen Scherben eines Glasbechers aus dem frühen Mittelalter (S. 122 ff.).





Fundstellen und Schutzzonen

Ende des Jahres 2020 enthielt die Fundstellendatenbank 4421 Dossiers – ein Plus von 277 Eintragungen gegenüber dem Vorjahr. Der höhere Zuwachs als üblich basiert massgeblich auf der erstmaligen Datenbankerfassung von Baueinsparungen ohne Aktennummer, deren Zahl 189 betrug. Ein Grossteil der übrigen neuen Fundstellen wurde durch die Dokumentation von Bodeneingriffen oder von Umbauten historischer Gebäude erfasst. Dies ist als Erfolg der gezielten archäologischen Überwachung von Baumassnahmen zu werten. In 27 Dossiers bereits bekannter Stätten kamen neue Informationen hinzu.

Weitere Einträge sind der Durchsicht historischer Quellen aller Art sowie routinemässigen Kontrollen von Bodeneingriffen durch die Archäologie Baselland zu verdanken. Schliesslich sind Fundstellen hervorzuheben, die von ehrenamtlichen Mitarbeitern der Archäologie Baselland und von aufmerksamen Bürgerinnen und Bürgern gemeldet wurden.

Wie immer gilt es parallel dazu abzuklären, ob durch die neuen Dossiers weitere Schutzzonen definiert werden müssen oder ob sie Auswirkungen auf den Perimeter bereits vorhandener haben. Infolge dessen wurden zehn Bereiche angepasst und fünf neue erfasst. Die Gesamtzahl der Schutzzonen steigerte sich 2020 damit auf 790.

Den Bauherren, Architekten und Bauleuten, die in ihren Projekten eine fachgerechte archäologische oder baugeschichtliche Untersuchung ermöglicht haben, aber auch den vielen engagierten Sammlern und Forschern, die dazu beitragen, das Wissen über das kulturelle Erbe unseres Kantons zu erweitern und zu bewahren, gebührt unser herzlicher Dank.

Christoph Reding

Die Karte zeigt sämtliche bekannten archäologischen Fundstellen des Kantons Basel-Landschaft (ausserhalb der Römerstadt Augusta Raurica).

Baustellenkontrolle

Spätromische «Brandgrube» aus dem 4. Jahrhundert nach Christus im homogenen Löss bei Schönenbuch.

Trotz Covid lief es auf den Baustellen rund, und die Schreibenden durften im Jahr 2020 wiederum an die 100 Baustellen begleiten. Gerade in solch strengen Zeiten ist es besonders wichtig, dass der Start der Bodeneingriffe der Archäologie Basel-land früh genug gemeldet wird. So lassen sich

die Baustellenbegleitungen gut koordinieren und Verzögerungen aufgrund von Terminkollisionen vermeiden. Dank der Baustellenkontrollen wurden neun neue Fundstellen entdeckt. Unter anderem kamen in Zuzgen Reste einer bisher unbekanntem jungsteinzeitlichen Siedlung zu Tage, gleich gegenüber des Zuzger Büchels (S. 32 ff.). Die dortige Baustelle wird auch im Folgejahr begleitet und auch der Umgebung wird in Zukunft ein besonderes Augenmerk gelten.

Auf der Basis des *predictive modelling*, also des Versuchs, anhand bisheriger Erfahrungen und topografischer Gegebenheiten potentielle Fundplätze zu definieren, über die bisher noch nichts bekannt ist, wurden wiederum einige Baustellen ausserhalb bereits bekannter Schutzzonen begleitet. Der Aufwand war von Erfolg gekrönt: In Schönenbuch konnte eine Grube mit Holzkohle und verbrannten Steinen in einer ansonsten sterilen Lössschicht erfasst werden. Hier zahlte sich die jahrelange gute Zusammenarbeit mit den Baufirmen und den Maschinenisten aus, denn hier war es der Baggerführer selbst, der sich meldete. Die Brandgrube wurde



mit Hilfe der Radiokarbon-Methode in die Zeit um 300 nach Christus datiert.

Derartige Meldungen seitens der Bauleute sind durchaus keine Einzelfälle. Auch wenn die Funde oder Befunde letztlich nicht immer archäologisch oder durch menschliches Zutun entstanden sind, geht die Archäologie Baselland solchen Hinweisen gerne nach. Wenn es schnell gehen muss, kommt bei der Untersuchung auch mal der Baggerführer selber unter fachgerechter Anleitung zum Einsatz.

Im Zuge der Erneuerung der Waldenburgerbahn wurden und werden im Bereich des Dielenbergs Bauarbeiten vorgenommen. Seit dem Ende des Berichtsjahrs ist auch die Archäologie Baselland involviert, die die Bodeneingriffe begleitet. Wie bereits früher schon beschrieben, liegen in diesem Bereich unter zum Teil meterdickem Gehängeschutt die gut erhaltenen Reste einer Wiese von 1295, dem Jahr des Bergsturzes (vgl. Jahresbericht 2014, S. 56 ff.). Sollten wieder gut erhaltene organische Reste zu Tage treten, werden diese in Zusammenarbeit mit den Fachleuten der Archäo-

botanik und der Geoarchäologie der Universität Basel fachgerecht geborgen und untersucht. Die archäologische Begleitung rund um die Grossbaustelle Waldenburgerbahn wird uns auch in den kommenden Jahren fordern, denn es geht nicht nur um Wiesen aus dem 13. Jahrhundert, auch

Baggerführer im Einsatz für die Archäologie: Die Begleitung der Baustelle am Hegenheimer-mattweg in Allschwil erfolgte über Jahre.



Nicht nur auf offener Grabung, sondern auch in grosszügigen Dachräumen leistet die Drohne wertvolle Dienste.

römische Gutshöfe und Strassen können zum Vorschein kommen.

Auch auf den Bereich der Bauforschung hatte das Covid-Jahr geringen Einfluss – abgesehen davon, dass zwischendurch von der Aerosol- zur Staub-

schutzmaske gewechselt wurde. Einige spannende Gebäude standen auf der Liste, die zu untersuchen und zu dokumentieren waren. Der immer noch zunehmende Arbeitsaufwand stellt das personell unterdotierte Zweierteam jedoch vor immer grössere Herausforderungen (S. 29). Im Rahmen des verdichteten Bauens werden in den Ortskernen vermehrt Gebäude umgebaut oder gar abgerissen, die bislang von modernen Eingriffen verschont geblieben waren.

Um diese bauhistorisch oft wertvollen Häuser beurteilen zu können, bedarf es in jedem Fall eines Augenscheins im Inneren und somit einer Einsprache. Um die Ressourcen optimal nutzen zu können, gilt es also eine Balance zu halten zwischen solchen Erstbeurteilungen und je nach Resultat daraus folgenden Bauuntersuchungen, die wir derzeit auf dem allernotwendigsten Minimum halten müssen.

Trotz diesem Vorsatz standen im Berichtsjahr 18 unumgängliche Bauuntersuchungen an. Hinzu



kamen 26 neue Akten mit bauhistorischen Hinweisen. Um die aktuell fordernde Situation besser in den Griff zu bekommen, wurde die Strategie im Umgang mit bauhistorischen Zeugnissen verfeinert und vor allem im Hinblick auf die notwendigen Verzichte geschärft.

In den aufgrund einer Einsprache begangenen Gebäuden beobachtete das Bauforschungs-Team erneut mehrfach Hinweise auf Gebäudestrukturen aus der spätgotischen Zeit. Besonders hervorzuheben ist ein gut erhaltener Befund an der Oberen Gasse 14 in Arlesheim, wo Gebäudestrukturen aus dem frühen 16. Jahrhundert und Deckenmalereien aus verschiedenen Zeiten erhalten geblieben sind. Darüber hinaus konnte die Bauforschung drei gut erhaltene Dachkonstruktionen des 16. Jahrhunderts in Hochfirst-Ständerbauweise dokumentieren und dendrochronologisch datieren: einen in Wintersingen (S. 72 ff.), das bereits länger bekannte Hochstudhaus in Buus (1577) und zum Jahresabschluss die Reste eines Baus in Lampenberg (1516d).

An dieser Stelle sei herzlich allen Beteiligten – Bauherrschaften, Baufirmen, Projektverantwortlichen und der Denkmalpflege – für die gute Zusammenarbeit bestens gedankt.

Bericht: Simone Kiefer und Claudia Spiess

Bauherrschaft, Architekt und Denkmalpflegerin beraten über ein Bauprojekt.





Ernst Weisskopf am
Ort einer von ihm
entdeckten Steinzeit-
siedlung.

Ernst Weisskopf (1937–2020): ein Künstler und Lokalforscher mit Format

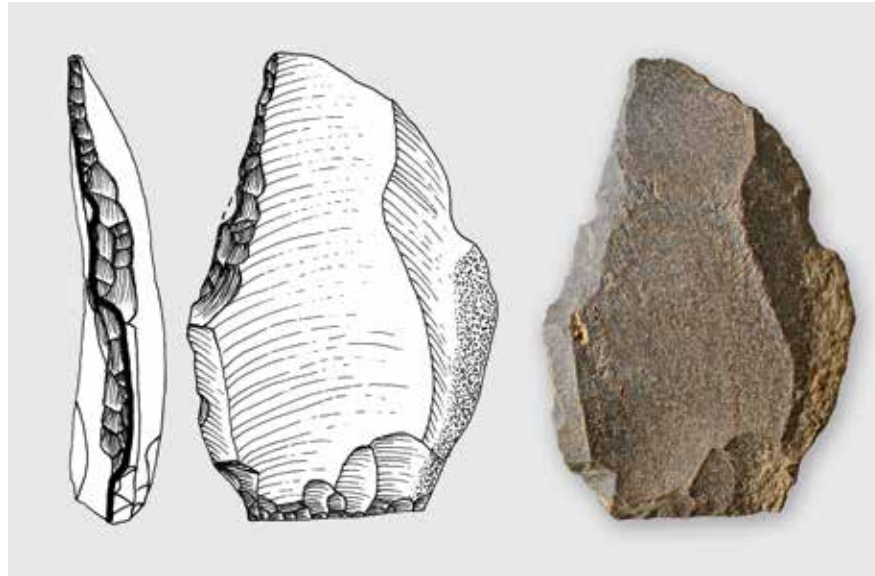
Mit Ernst Weisskopf verstarb letztes Jahr ein vielseitig begabter Künstler, der sich während Jahrzehnten neben seiner kreativen Tätigkeit intensiv mit der Archäologie im Baselbiet befasste. Er eignete sich durch Vorträge, Literaturstudien, Fachexkursionen und nicht zuletzt durch zahlreiche Diskussionen mit Archäologen umfangreiche Kenntnisse an, die er bei seinen Feldforschungen praktisch umsetzte.

Ausgestattet mit diesem Wissen suchte er vor allem die Ackerflächen in seiner Wohngemeinde Pratteln nach archäologischen Objekten ab, wobei er seine Forschungstätigkeit zeitweise auch auf das benachbarte Gemeindegebiet von Muttenz ausdehnte. Dabei entdeckte er immer wieder neue Fundstellen, die von der Steinzeit bis in die römische Zeit datieren.

Als ehrenamtlicher «Späher» betreute und dokumentierte er seine Funde und Fundorte gewis-

senhaft. Dabei stand er in stetem Kontakt mit den Mitarbeitern der Archäologie Baselland, der er seine Objekte und Dokumente regelmässig zur Verfügung stellte. Als Folge davon erschienen schon etliche Publikationen, die auf seine Entdeckungen zurückgehen.

Ein mittelpaläolithischer Schaber aus Ölgarzit von der Rütihard bei Muttenz. M 1:1.



Eine Auswahl mittel-
steinzeitlicher Mikro-
lithen von Pratteln.
M 1 : 1.

Die zeitliche Bandbreite seiner Funde ist weit gefächert. Als älteste Artefakte sind mittelpaläolithische Steingeräte von der Rütihard bei Muttenz zu nennen, die vor mindestens 35 000 Jahren vom Neandertaler hergestellt wurden. Nicht weit davon entfernt stiess Ernst Weisskopf beim Geispel

auf einen weiteren steinzeitlichen Fundplatz, wo sich im ausgehenden Eiszeitalter Wildbeuter des Spätpaläolithikums aufgehalten haben. Die etwa 13 000 Jahre alten Silexartefakte von diesem Ort fanden 2015 Eingang in eine umfangreiche Publikation über das Spätpaläolithikum (Schriften der



Archäologie Baselland Band 51; vgl. Jahresbericht 2009, S. 18 ff.).

Der späten Altsteinzeit folgte das nacheiszeitliche Mesolithikum. Mit feinem Gespür lokalisierte Ernst Weisskopf auch aus dieser Zeit mehrere neue Fundorte – alles Entdeckungen, die wesentlich zur Kenntnis dieser Epoche im Unteren Baseltal beitragen. Ihnen zufolge muss der bewaldete Lebensraum um Pratteln auch für die noch nicht sesshaften mittelsteinzeitlichen Jäger und Sammler vor etwa 11600 bis 7000 Jahren eine wichtige Rolle gespielt haben. Charakteristische Hinterlassenschaften sind die überlieferten Mikrolithen, die als Spitzen und seitliche Bewehrungen in hölzerne Pfeilschäfte eingesetzt wurden. Pfeil und Bogen waren damals die gebräuchlichste Jagdwaffe. Sie eignete sich ausgezeichnet für Beutezüge im Wald, etwa auf Hirsche, Rehe und Wildschweine.

Einige mesolithische Fundorte wurden auch im nachfolgenden Neolithikum und sogar in der Bronzezeit besiedelt, was mit ihrer günstigen topografischen Lage zu erklären ist. Die Menschen

der Jungsteinzeit waren sesshaft und betrieben Ackerbau und Viehzucht. Sie bauten Häuser und besaßen ein breites Spektrum an Werkzeugen aus verschiedenen steinernen und organischen Materialien. Als Oberflächenfunde sind ausnahmslos verwitterungsresistente Objekte wie geschliffene

Vorder- und Rückseite einer römischen Münze (Sesterz) aus Pratteln mit dem Kopf Kaiser Vespasians (71–78 nach Christus).



Römische Glasreste und
Keramikscherben von
einem Acker in Pratteln,
wohl von einem noch
im Boden verborgenen
Brandgräberfeld.





Beilklingen aus Felsgestein, Mahlplatten aus Sandstein überliefert. Zudem gibt es zahlreiche Werkzeuge wie Messer, Kratzer und Bohrer sowie regelmässig auch Pfeilspitzen aus Silex. Unter den vielen neolithischen Funden von Ernst Weisskopf sticht das Halbfabrikat einer etwa 6000 Jahre alten

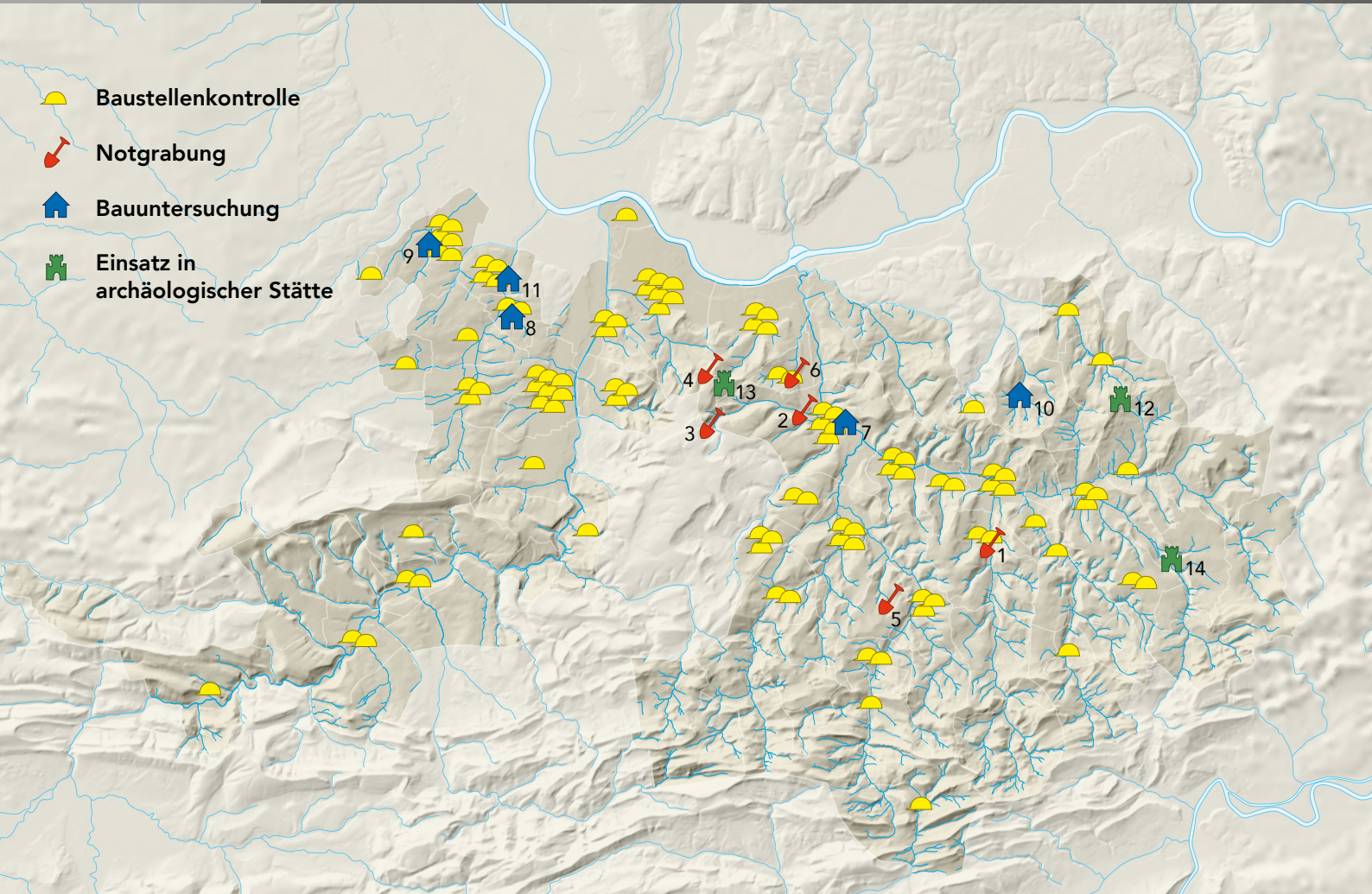
Axtklinge aus alpinem Gestein hervor. Sie wurde gekonnt durch Picken mit einem Schlagstein geformt. Die Durchbohrung zur Aufnahme eines Holzschaftees wie auch das Schleifen und Polieren der Oberflächen unterblieben jedoch aus unbekanntem Gründen.

Es ist unbestritten, dass die Archäologie durch Ernst Weisskopf einen grossen Quellenzuwachs erhalten hat, dessen Aufarbeitung die Fachwelt noch lange beschäftigen wird. Für seine langjährige ehrenamtliche Tätigkeit und seinen unermüdlichen Forschungsdrang sei ihm deshalb posthum ein Kränzchen gewunden. Eine Würdigung seiner vielfältigen Tätigkeit fand schon 2012 statt, als ihm das Museum im Bürgerhaus in Pratteln eine Ausstellung widmete, wo der Öffentlichkeit ausser seinen künstlerischen Werken auch eine repräsentative Auswahl seiner archäologischen Funde vorgestellt wurde.

Bericht: Jürg Sedlmeier



-  Baustellenkontrolle
-  Notgrabung
-  Bauuntersuchung
-  Einsatz in archäologischer Stätte



Grabungen und Bauuntersuchungen

Grossflächige Notgrabungen blieben im Berichtsjahr aus. Es waren vielmehr 23 mittlere und kleinere Einsätze, die das Team auf Trab hielten und für eine Fülle neuer Erkenntnisse sorgten (2019: 20). Bemerkenswert ist ein erster schöner Teilerfolg des in den letzten Jahren eingeführten *predictive modelling*, des Versuchs, aufgrund bisheriger archäologischer Erfahrungen in Kombination mit Topografie, Geologie und Hydrografie vorauszusagen, wo weitere, noch unbekannte Fundstellen liegen könnten. Auf diese Weise wurde nun in Zunzgen, am Fuss eines kleinen Schwemmfächers, die Spur einer jungsteinzeitlichen Landsiedlung entdeckt. Die Fundstelle der «Horgener Kultur» zeigt einmal mehr, dass man sich der unterschiedlichen Quellenlage stets bewusst sein muss: Die Aussage in Wikipedia, gestützt auf die spektakulär erhaltenen Seeufersiedlungen des Schweizer Mittellandes, dass die Horgener Kultur «durch Feuchtbodensiedlungen und Pfahlbauten gekennzeichnet» sei, ist aufgrund der mittlerweile bekannten Fundstellen aus dem Baselbiet jedenfalls zu revidieren.

Zunehmend Sorge bereitet uns der Bereich Bauforschung, wo der Erneuerungsdruck in den Ortskernen mit ihrer wertvollen Bausubstanz derzeit enorm ist. Wie im letzten Jahresbericht einleitend beschrieben, reichen die 1,4 Stellen bei weitem nicht aus, um die durch Umbau oder Abbruch bedrohten historischen Gebäude gebührend zu untersuchen. 44 zum Teil notgedrungen sehr oberflächliche Dokumentationen hat das zweiköpfige Team 2020 erstellt (2019: 46) – mehr ging nicht. Die zugrunde liegende Strategie wurde im Berichtsjahr weiter geschärft, um auch zukünftigen Generationen die Logik unserer Selektion – und damit auch das Ausmass des Verzichts beziehungsweise des undokumentiert zerstörten baukulturellen Erbes – nachvollziehbar zu machen.

Reto Marti

Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten im Jahr 2020 (vgl. die Liste auf der folgenden Seite).

Grabungen

- 1 Zunzgen, Mühlematten (Jungsteinzeit)
- 2 Liestal, Bienentalstrasse (Römerzeit)
- 3 Frenkendorf, unterhalb Schauenburgerfluh (Römerzeit und Moderne)
- 4 Frenkendorf, Horn (Frühmittelalter)
- 5 Lampenberg, Hölsteinerstrasse 7/9 (Frühmittelalter)
- 6 Frenkendorf, Kirchgasse (Spätmittelalter, Neuzeit)

Einsätze in archäologischen Stätten

- 12 Farnsburg
- 13 Neu Schauenburg
- 14 Ödenburg

Bauuntersuchungen

- 7 Liestal, Törli (Spätmittelalter, Neuzeit)
- 8 Bottmingen, Schlossgarten Ost (Neuzeit)
- 9 Allschwil, Neuweilerstrasse 3 (Neuzeit)
- 10 Wintersingen, Winterhalde 4 (Neuzeit)
- 11 Binningen, Schlossgasse 5 (Neuzeit)

Baustellenkontrollen

- Aesch: Grienweg 3
Allschwil: Hegenheimermattweg,
Langgartenweg, Neuweilerstrasse,
Oberwilerstrasse 5, Strengigartenweg,
Sybillenhofweg
Arlesheim: Ermitage Karussellplatz,
Langackerstrasse, Terrassenstrasse
Biel-Benken: Spittelhofstrasse
Binningen: Brückenstrasse 20, Haupt-
strasse 10, Hauptstrasse 14, Tiefengra-
benstrasse 32
Birsfelden: Fasanenstrasse
Blauen: Gerstenackerweg
Bottmingen: Pfaffenrainstrasse, Spitz-
ackerstrasse
Bubendorf: Dahlienstrasse, Hauptstrasse
40, Nelkenring, Talhausstrasse
Buckten: Rebgasse
Buus: Hellikerstrasse
Diepflingen: In den Reben
Duggingen: Bündtenmattweg
Frenkendorf: Fasanenstrasse, Kirchgasse
Gelterkinden: Ballyweg, Mühlstett,
Rünenbergerstrasse
Hölstein: Auf Stutz, Bündtenweg, Haus-
mattstrasse 9
Itingen: Landstrasse, Weihermattweg
Langenbruck: Hauptstrasse 42
Laufen: Birkenweg, Baselstrasse 70
Lausen: Furlenstrasse, Hauptstrasse,
Römerstrasse 47, Unterdorfstrasse 49
Liesberg: Liesbergerhöhle
Liestal: Bienentalstrasse (2 ×), Burgstras-
se, Heidenlochstrasse, Spitalstrasse
Lupsingen: Bürenstrasse, Liestalerstrasse 9,
Quellenweg
Maisprach: Möhlinstrasse 9a
Münchenstein: Kirchgasse 6, Mühle-
matt, Schluchtstrasse
Muttenz: Brühlweg (2 ×), Entflechtung
SBB, Feldrebenweg 60, Hofackerstrasse,
Neue Bahnhofstrasse, Obrechtstrasse 17
Niederdorf: Dorfgrasse 4, Erneuerung
Waldenburgerbahn Los 6
Nusshof: Im Dörfli
Oberdorf: Hintere Gasse
Oberwil: Vorderbergstrasse 49
Ormalingen: Konsumstrasse
Pratteln: Baslerstrasse (2 ×), Hohle Gas-
se, Salina Raurica
Reinach: Alemannenstrasse 6-10, Basel-
strasse, Brüel, Brühlgasse 10, Fleisch-
bachstrasse, Grellingerstrasse 5-9,
Jupiterstrasse, Langgrüttiweg 15
Rünenberg: Unterdorfstrasse, Vor-
steinweg
Schönenbuch: Ob dem Baselweg
Seltisberg: Bündtenstrasse, Im Winkel 13
Sissach: Burgenrainweg, Hauptstrasse
83, Reuslistrassen 58, Schulstrasse 3a
Therwil: Gartenstrasse (2 ×), Mittlerer
Kreis
Thürnen: Grabackerstrasse
Ziefen: Heissenstein, Steinenbühl
Zunzgen: Mühlematten, Schulgasse 23
Zwingen: Hinterfeldstrasse/Dorfstrasse,
Simmelenmattweg



Zunzgen, Mühlematten.

In der Bildmitte ist die dunkle Fundschicht aus der Jungsteinzeit deutlich zu erkennen.

Sie liegt über dem anstehenden Niederterrassenschotter des Diegterbachs. Blick gegen Osten.

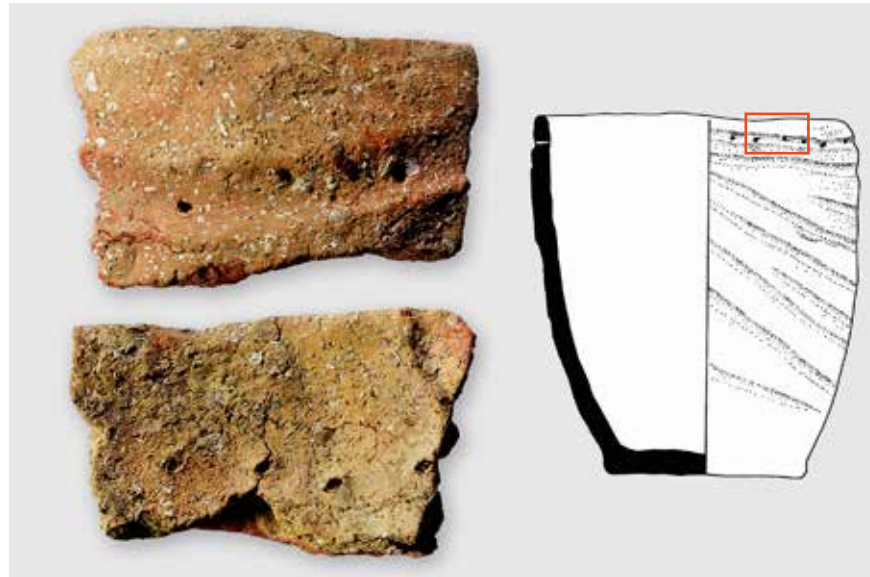
Zunzgen, Mühlematten: eine Fundschicht der Horgener Kultur

Der Bereich um die ehemalige Mühle im Süden von Zunzgen ist seit einigen Jahren Schauplatz diverser Bauprojekte. Das Mühlengebäude selbst wurde im Zuge eines Umbaus bereits im Jahr 2015 bauarchäologisch untersucht (vgl. Jahresbericht 2015, S. 68 ff.). Bei der Untersuchung einer offenen Baugrube direkt östlich davon entdeckte Christoph Reding in der hangseitigen Böschungswand eine dunkle Lehmschicht, die einige Silexabschläge sowie Brocken gebrannten Lehms enthielt. Einige Tage später konnte Simone Kiefer aus derselben Schicht gar ein grösseres Randfragment eines dickwandigen, groben Keramiktopfes bergen. Nach der sorgfältigen Reinigung des Stücks war klar: Dieses Gefäss stammt aufgrund seiner Machart und der Verzierung eindeutig aus der Horgener Kultur.

Die Horgener Kultur ist ein Abschnitt der späten Jungsteinzeit (3200–2800 vor Christus), die im Schweizer Mittelland häufig durch Seeufersiedlungen repräsentiert ist, beispielsweise durch die namensgebende Fundstelle in Horgen am Zürich-

see. Aber auch abseits der grossen Gewässer finden sich Siedlungsplätze. Im Kanton Baselland sind sowohl Höhensiedlungen (Sissach-Burgenrain, Arboldswil-Kastelenfluh) wie auch Fundstellen im Talboden (Reinach-Langgrütliweg, Frenkendorf-Rheinstrasse) oder in Terrassenlage (Oberdorf-

Die Verzierung und die grobschlächlige Machart des Topffragments sind typisch für die Horgener Kultur (Typenbild links) M 2 : 3.



Die Häuser im Hintergrund stehen auf dem Bachschuttkegel. Dort ist die neolithische Siedlung zu vermuten. Blick gegen Nordosten.

Liedertswilerstrasse) bekannt. Aus derselben Zeit stammen Gräber aus zwei Höhlen in Arlesheim.

Die muldenartig abgelagerte Fundschicht wurde durch das Grabungsteam anschliessend eingehend untersucht. Ein Teil der dunklen holzkohlehaltigen Ablagerung in der Böschungswand wurde

abgebaut. Die dabei entnommenen Sedimentproben wurden anschliessend geschlämmt. Bei diesem Verfahren wird das Erdreich in Wasser aufgelöst und durch drei unterschiedlich feine Siebe gespült, in denen auch kleinste Fundgegenstände und organische Reste hängen bleiben. So wurden weitere Silexabschläge und Keramikfragmente entdeckt. Die bereits durch den Fund des Randfragments angenommene Zeitstellung der Schicht bestätigte die Radiokarbon-Analyse eines Holzkohlestücks. Dieses datiert in den Zeitraum von 3020 bis 2910 vor Christus und somit in einen jüngeren Abschnitt der Horgener Kultur (ETH-110824, 4366 ± 23 BP).

Die geoarchäologische Untersuchung durch Philippe Rentzel bekräftigte den ersten Eindruck einer eingeschwemmten Fundschicht: Das Areal liegt im unteren Randbereich des Bachschuttkegels des Obergbächli. Eine geschützte Zone am Rand des Schwemmkegels bildete eine Sedimentfalle, wo sich über einen unbekanntem Zeitraum hinweg abgeschwemmte, fundhaltige Lehmschichten abgelagerten. Die Grösse der Holzkohlen

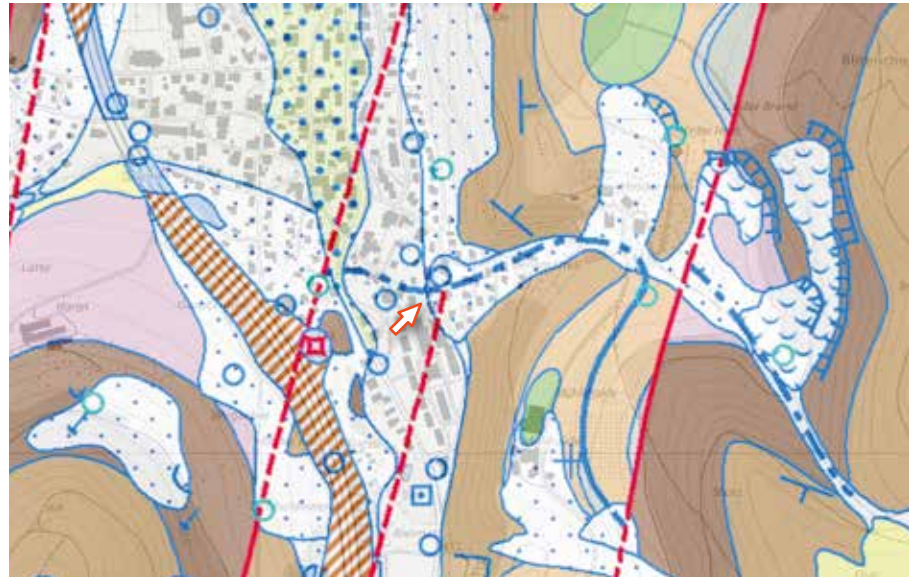


sowie die gute Erhaltung der Keramik und der gebrannten Lehmbröckchen deuten aber nur auf eine geringe Verlagerungsdistanz hin. Die neolithische Siedlung dürfte demnach ganz in der Nähe, möglicherweise noch im Bereich des Schwemmkegels, zu suchen sein und nicht etwa auf dem mehrere hundert Meter entfernten Hochplateau des Tafeljuras östlich des Diegertals.

Der dokumentierte Befund geht also nicht direkt auf eine menschliche Einwirkung – wie zum Beispiel eine gezielt ausgehobene Grube – zurück. Vielleicht ergibt sich aber bei zukünftigen, zum Teil bereits geplanten Bauprojekten östlich oberhalb der Fundstelle die Möglichkeit, Spuren der eigentlichen Siedlung aus der Horgenzeit zu fassen, sofern diese im Schuttkegel noch erhalten sind. Die Mächtigkeit der Fundschicht weist deutlich darauf hin, dass es sich um eine länger genutzte Siedlung und nicht etwa um einen nur temporär aufgesuchten Ort gehandelt haben muss. Somit darf man bereits jetzt guten Gewissens die Datenbank der horgenzeitlichen Siedlungsplätze im Kanton um einen weiteren Eintrag ergänzen.

Bericht: Jan von Wartburg, mit Dank an Philippe Rentzel, IPNA der Universität Basel, für die geoarchäologische Begleitung August bis September 2020

Auf der geologischen Karte ist der Schuttkegel am Ausgang des Seitentälchens gut sichtbar (Swisstopo).



Liestal, Bientalstrasse. Blick auf das bis auf die Mauer weitgehend fundleere Grabungsareal. Im Vordergrund liegt der nördliche Teil des dokumentierten Mauerabschnitts frei. In der Bildmitte oben ist hinter den Büschen das Hauptgebäude der Villa Munzach zu erkennen.



Liestal, Bientalstrasse: eine alte Mauer neu gesehen

Die Erweiterung der Psychiatrie Baselland löste im Jahr 2019 eine Ausgrabung im Bereich der Nebengebäude des römischen Gutshofs Munzach aus (vgl. Jahresbericht 2019, S. 47 ff.). Im Herbst des Berichtsjahrs wurde mit den Aushubarbeiten für zwei weitere Bauten begonnen. Einer davon liegt äusserst nah am Hauptgebäude der *villa rustica*, was eine enge archäologische Überwachung der Baustelle unabdingbar machte – dies umso mehr, weil bekannt war, dass quer durch die geplante Baugrube eine römische Mauer lief. Diese war bereits 1972 einmal freigelegt und nach der Dokumentation wieder zugeschüttet worden.

Der Mauerzug trat bei den Aushubarbeiten wie erwartet zu Tage und wurde von der Grabungsequipe in mehreren Etappen fachgerecht freigelegt. Er quert den Ausgang des Bintlals und konnte über eine Länge von fast 60 Metern dokumentiert werden. Das Bauwerk war unterschiedlich gut erhalten: An einigen Stellen war lediglich der Fundamentbereich noch sichtbar. In den meisten Abschnitten jedoch waren noch bis zu zwei Steinlagen des Aufgehenden intakt.

Das Fundament bestand aus grossen Kalksteinblöcken sowie wenigen Geröllen und Ziegelfragmenten. Das aufgehende Mauerwerk hingegen war sorgfältig mit Handquadern und unter Verwendung eines Kalkmörtels gemauert worden. Auf der östlichen Talseite war ein mehrere Meter breiter Versturz festzustellen, in dem viele Stücke

Bereits 1972 lag die Mauer am Ausgang des Bintlals frei. Blick gegen Norden.



Die Funktion des Mauerkreuzes am Südende des untersuchten Abschnitts ist bisher nicht abschliessend geklärt. Blick gegen Nordosten.

von römischen Dachziegeln lagen. Diese geben einen Hinweis darauf, dass die Mauer ursprünglich gedeckt war, um sie vor der Witterung zu schützen.

Die Ausgräber fanden nur sehr wenige Funde, was darauf schliessen lässt, dass in diesem Randbereich

des Gutshofs keine Wohn- oder Ökonomiegebäude standen. Vielmehr dürfte die Mauer den Villenbereich gegen das Bintal hin begrenzt haben. Dabei orientierte sie sich eher an der Talausrichtung als am Grundriss des Gehöfts. Der auffällig befundleere Bereich zwischen dem Hauptgebäude und der Mauer könnte als Weide, Ackerland oder Garten genutzt worden sein. Auch im übrigen Teil der Baugrube sowie in einem nördlich davon liegenden Leitungsraben zeigten sich keine archäologischen Strukturen. Der Kontrast zu den üppigen Funden und Befunden des nahe gelegenen Herrenhauses könnte nicht grösser sein!

In der Grabung von 1972 wurde die Hypothese aufgestellt, dass die Mauer den Gutshofbereich vor Überschwemmungen aus dem Bintal geschützt hatte. Die diesjährige Ausgrabung widerlegte diese Vermutung nicht. Es fanden sich jedoch auch keine Hinweise, dass sie primär als ‹Sperrmauer› zum Hochwasserschutz errichtet worden wäre. Am Südende des dokumentierten Abschnitts kam



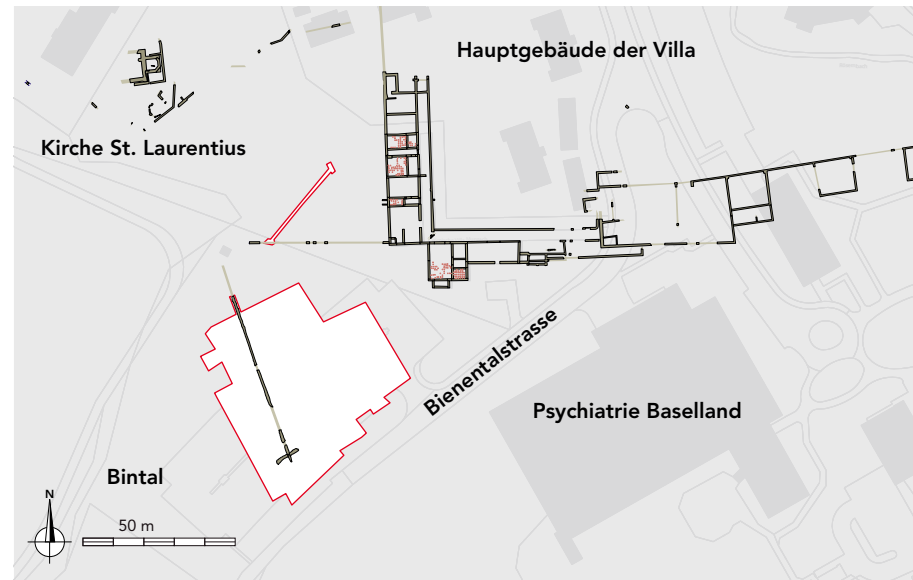
es zu einer kleinen Überraschung: Der Bagger legte ein Mauerkreuz frei. Die Nord-Süd verlaufende Traverse wurde von einem klar begrenzten, neun Meter langen und leicht geschwungenen Fundament gekreuzt. Südlich davon war die das Tal querende Mauer nur noch über knapp zwei Meter weiter verfolgbar, danach verlor sie sich. Noch weiter südwärts fanden sich keine archäologischen Reste mehr.

Die Mauern waren in diesem Bereich nur noch in den untersten Fundamentlagen erhalten geblieben. Diese zeigten keine zeitliche Abfolge: Beide Mauern schienen zur selben Zeit errichtet worden zu sein. Über die Funktion des Kreuzes lässt sich nur spekulieren – vor allem, weil keine südliche Mauerfortsetzung gefunden wurde. Dass die Quermauer lediglich der Stabilisierung gedient hätte, erscheint unwahrscheinlich, denn dafür war sie zu lang. Eher könnte man sich eine Art Portal vorstellen, durch das ein Weg vom Bintal her ins Gutshofareal geführt hätte. Zur Erhärtung dieser

Hypothese wäre jedoch ein südliches Gegenstück nötig gewesen. Da eine solche aber nicht erhalten ist, muss die Funktion der Quermauer offen bleiben.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
November 2020

Die Lage der aktuellen Grabung und eines weiteren fundleeren Grabens südlich des Herrenhauses und der Kirche St. Laurentius.



Frenkendorf, unterhalb
Schauenburger Fluh.
Die Einmessung der
archäologischen Funde
mit Hilfe eines lokalen
Vermessungsnetzes
und Tachymeter ges-
taltete sich im steilen
Gelände anspruchsvoll.



Frenkendorf, unterhalb Schauenburgerfluh: Abklärungen im Steilhang

Die Schauenburgerfluh oberhalb von Frenkendorf ist nicht nur ein Paradies für Kletterinnen und Kletterer, sie hat als markanter Aussichtspunkt auch archäologisch einiges zu bieten. In römischer Zeit befand sich nahe des nordöstlichsten Sporns ein Höhenheiligtum. Hier wurden wiederholt römische Münzen und Ziegel gefunden. Bereits 1754 erwähnte der Basler Historiker Daniel Bruckner in seinem «Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel» entsprechende Funde.

Nachdem der Liestaler Lehrer und Heimatforscher Theodor Strübin 1961 Spuren von Raubgräberei festgestellt hatte, führte er im Auftrag der Kommission für archäologische Forschung und Altertumsschutz im selben sowie im Folgejahr Ausgrabungen durch, welche die Reste des römischen Heiligtums zu Tage förderten. Die Fundamentreste in der Form zweier ineinander liegender Quadrate sind typisch für einen «gallorömischen Umgangstempel» mit einem Raum, der «Cella» in der Mitte und einem gedeckten Umgang, der wahrscheinlich als Säulengang (Portikus) ausge-

bildet war. Das Heiligtum besass ein Ziegeldach. Die Ausgräber fanden insgesamt 114 Münzen, die von der Mitte des 1. bis in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts nach Christus datieren. Der Schwerpunkt lag dabei in spätrömischer Zeit. Die Münzen wurden im Tempel als Opfergaben deponiert. In späterer Zeit stürzte die Südostecke des Tempels

Die freigelegten Reste des römischen Umgangstempels im Sommer 1962. Blick gegen Osten.



Philippe Grimm vom Amt für Geoinformation misst die lokal gesetzten Hilfspunkte mit dem GPS-Gerät ein.

samt Felsunterlage in die Tiefe – vielleicht beim grossen Erdbeben von Basel im Jahr 1356. In Anschluss an die Grabungen wurden die Mauerreste im Jahr 1963 konserviert.

Im 18. Jahrhundert stand an praktisch derselben Stelle eine Hochwacht. Als Signalstation diente sie

dazu, Bewegungen feindlicher Truppen frühzeitig zu erkennen und Alarm zu schlagen. Dies geschah durch das Anzünden eines Holzstosses oder das Abfeuern von Waffen. Die Hochwacht hier gehörte zu einem System entsprechender Anlagen, die in Sicht- und Hörweite zueinander standen, so dass Meldungen schnell über grössere Distanzen hinweg weitergegeben werden konnten.

Am Fuss der Schauenburgerfluh liegen direkt unterhalb der Tempelreste gut sichtbar römische und neuzeitliche Ziegelfragmente herum. Dies gab im Sommer des Berichtsjahres Anlass für das systematische Absuchen des Bereichs mit einem Metalldetektor. Die Erwartungen an die Sondierung waren hoch, denn immerhin war rund ein Drittel des Tempels abgestürzt. Die Arbeiten fanden in steilem, zerklüftetem Gelände statt, das die Ausgräber beim Freilegen und Einmessen der Funde vor grosse Herausforderungen stellte.

Die Fundausbeute blieb indes recht bescheiden: In den abgesuchten 400 Quadratmetern fand das Team lediglich 75 nichtmoderne Funde. Einen



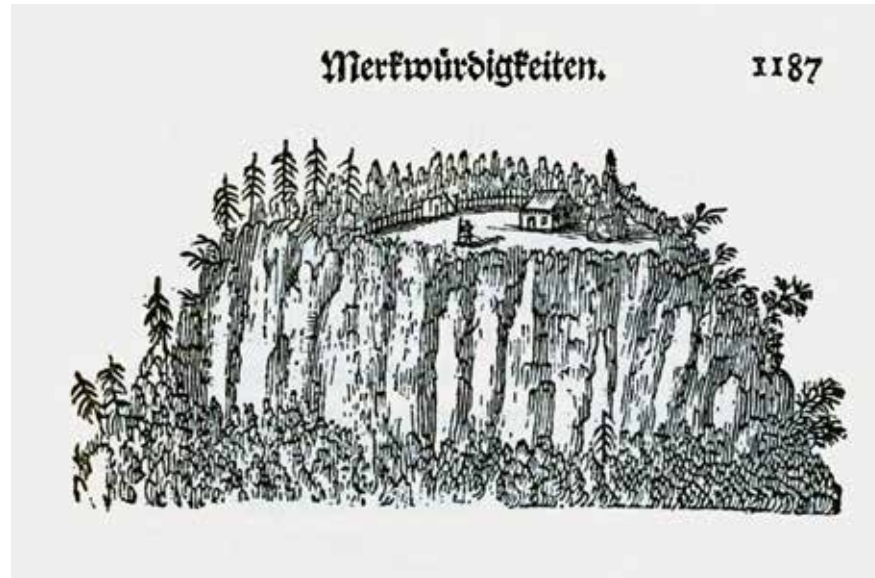
Grossteil machten neuzeitliche Schuh- sowie römische und neuzeitliche Baunägel aus. Sie stammten vom Tempel und der Hochwacht. Bloss eine einzige römische Münze kam zum Vorschein. Im Zuge der Sondierungen wurde auch die oberflächlich liegende Baukeramik eingesammelt. Anteilsmässig halten sich Stücke von römischen Dach- und neuzeitlichen Biberschwanzziegeln etwa die Waage. Letztere beweisen, dass das Gebäude der Hochwacht ebenfalls ein festes Dach besass.

Charakteristische römische Mauersteine in Form von «Handquadern» wurden hingegen keine gefunden. Es ist zu vermuten, dass die abgestürzten Reste des Tempels heute unter metertiefem Bergsturzschutt liegen. Damit sind wohl auch die meisten römischen Metallobjekte ausserhalb unserer Reichweite. Die in der Sondierung gemachten Funde dürften folglich auf die modernen Ausgrabungen oben auf der Fluh zurückgehen. Wahrscheinlich wurde 1961/1962 der Aushub zumindest teilweise über die Felskante entsorgt. Übersehene Funde kamen so an der Waldoberfläche am Fuss der Felswand zu liegen und wurden in den letzten

60 Jahren nicht oder nur geringfügig mit Humus überdeckt.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg, mit Dank an Philippe Grimm, Amt für Geoinformation, für die GPS-Einmessung August bis September 2020

Die Hochwacht auf der Schauenburger Fluh, wie sie Daniel Bruckner 1754 in seinen «Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel» darstellt.





Frenkendorf, Horn.
Im Waldboden zer-
streut: Zwölf silberne
Denare, geprägt unter
Ludwig dem Frommen.

Frenkendorf, Horn: karolingische Münzen im Waldboden

Christian Lauper, ehrenamtlicher Späher der Archäologie Baselland, stiess bei seiner Sondierungstätigkeit im abgelegenen Gebiet «Horn» westlich von Frenkendorf auf mehrere Denare aus der Karolingerzeit. Die Silbermünzen lagen in einem Radius von rund 20 Metern verstreut im Waldboden. Die Fundstelle wies keine besonderen Merkmale wie einen Hügel, eine Muldenlage oder einen grossen Stein, die seinerzeit als Bezugspunkt hätten gelten können, auf.

Um abzuklären, ob sich archäologische Befunde *in situ* im Boden befinden, führte die Archäologie Baselland am Ort der grössten Funddichte auf einer Fläche von 3×3 Metern eine Sondierung durch. Dabei kamen weitere Münzen zum Vorschein, jedoch keine archäologischen Befunde wie Gruben, Gräben oder Wegreste. Unter der Humusschicht des Waldes trat vielmehr der helle, fundleere Unterboden zu Tage.

Die Streuung der Münzen über einen grösseren Bereich lässt sich mit der Umlagerung oder Verschleifung des Bodens im Zuge von Waldarbeiten und mit dem Bewuchs erklären. Die Münzen wurden dabei aus ihrer ursprünglichen Fundlage bewegt und teilweise beschädigt. So lagen zum

Nach einem Handabtrag am Ort der höchsten Funddichte zeigte sich ein heller, befundleerer Boden über dem anstehenden Fels.



Zwei Denare, geprägt
822/823–840 n. Chr.
unter Ludwig dem
Frommen, links aus
Venedig, rechts aus
Mailand. M 2:1.

Beispiel zwei anpassende Fragmente einer Münze mit über 15 Zentimetern Abstand ober- und unterhalb einer Baumwurzel.

Insgesamt fanden der Späher und das Grabungsteam zwölf Denare, allesamt geprägt unter dem

karolingischen Kaiser Ludwig dem Frommen (814–840) in den Jahren 822/823–840. Acht Münzen stammen aus der Münzstätte Venedig, zwei aus Mailand, zwei weitere sind bisher nicht zuweisbar. Damit passt das Ensemble bestens in das bekannte Bild, denn aus diesen beiden Orten stammen die



meisten Prägungen Ludwigs des Frommen in unserer Gegend. Ein Dutzend Denare entspricht im karolingischen Münzsystem einem Schilling. Bildeten sie den Inhalt einer Börse? Oder waren sie abgezählt und zusammen als Rolle eingewickelt?

Da die Ausgrabung keine weiteren Hinweise lieferte, muss offen bleiben, ob die Münzen absichtlich deponiert wurden oder verloren gingen.

Das Fundgebiet ist eine Hochebene auf halbem Weg zwischen dem Ergolz- und dem Birstal. Es ist denkbar, dass hier im 9. Jahrhundert ein Höhenweg verlief, auf oder an dem der Verlust oder die Deponierung der Münzen geschah. Nach dem Einzelfund eines Denars von Lothar I. (840–855), einem Sohn Ludwigs des Frommen, in Titterten (vgl. Jahresbericht 2014, S. 118 f.) verdanken wir den Baselbieter Spähern nun einen weiteren karolingischen Münzfund weitab der bekannten Siedlungen!

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Jan von Wartburg und Rahel C. Ackermann, Inventar Fundmünzen der Schweiz IFS
Juni 2020

Die beiden Fragmente dieses Denars aus der Münzstätte Venedig wurden unter- und oberhalb einer Baumwurzel entdeckt. M 2:1.



Lampenberg, Hölsteinerstrasse 7/9: Gebeine im Garten

Das am Weg nach
Hölstein liegende
Wohnhaus war früher
die Verena-Kapelle. In
der Ansicht von Georg
Friedrich Meyer von
1680 liegt Norden links.

Bei Gartenarbeiten an der Hölsteinerstrasse, am Südostrand von Lampenberg, kamen in einer Bösung menschliche Knochen zum Vorschein. In der darauf folgenden Ausgrabung wurde das Skelett einer erwachsenen Person freigelegt, das in gestreckter Rückenlage Ost-West orientiert war. Der Schädel lag im Westen.

Dieser Fund im Garten eines Einfamilienhauses ist nur auf den ersten Blick ungewöhnlich. Mit Hilfe der Datenbank der Archäologie Baselland war rasch geklärt, dass die Bestattung im Umfeld der ehemaligen, vermutlich im 13. Jahrhundert von den Grafen von Frohburg gestifteten Kapelle liegt, die der heiligen Verena geweiht war. Der Sakralbau umfasste das heutige Doppeleinfamilienhaus Hölsteinerstrasse 7/9, in dessen Mauerwerk sich noch Reste der ursprünglichen Kapelle finden dürften. Im Zuge der Reformation wurde die Kapelle 1529 aufgehoben, 1532 verkauft und dann zu einem Wohnhaus umgebaut.

Die Kapelle stand wohl nicht zufällig an diesem Ort: Der Historiker Daniel Bruckner berichtete im Jahr 1755, dass man *«schon zu verschiedenen Malen und erst vor wenigen Jahren allhier auf einer Anhöhe*



gegen das Höllsteiner Thal, Gräber entdeckt, welche wo nicht gemauert, dennoch aus grossen Steinen ordentlich gestaltet waren. In einem war mehrers als das Gebeine von einem einzelnen Körper, dessen Haupt gegen den Sonnen Aufgang lage. Von denen Dolchen und Waffen, so in disen Gräbern gefunden worden, ist nichts mehr vorhanden; wohl aber noch verschiedene sogenante Corallen oder ziemlich ungeformte kleine Stücke von Bärnstein». Aufgrund der Schilderung der Bestattungen und der Beigaben ist davon auszugehen, dass Bruckner hier eine frühmittelalterliche Grablege beschreibt. Dieser Umstand könnte später durchaus zur Stiftung der Kapelle – am selben Ort oder in unmittelbarer Nähe – geführt haben.

Die neu entdeckte Bestattung dürfte jedoch nicht ins frühe Mittelalter datieren, sondern in die Zeit der Verena-Kapelle gehören: Es fanden sich weder

Beigaben noch eine für frühmittelalterliche Gräber charakteristische Steineinfassung.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Februar 2020

In der Böschung ist rechts über dem anstehenden rötlichen Lehm der Schädel zu erkennen, links der linke Oberarmknochen. Blick gegen Süden.



Frenkendorf, Kirchgasse: Grabungen mitten im Dorf

Frenkendorf, Kirchgasse. Übersicht über das Grabungsgelände. Links das stehen gelassene Wohnhaus Mittelgasse 3. Blick gegen Süden.

Anlässlich des Projekts 'Überbauung alter Werkhof' im Dorfkern von Frenkendorf rückte das Umfeld der Kirche St. Margarethen in den Fokus der Archäologie Baselland. Die Pfarrkirche selber ist 1971 archäologisch untersucht worden. Im Rahmen der damaligen Innenrenovation wurde der Fussboden erneuert und eine Bodenheizung

eingebaut. Vorgängig nutzte die damalige Kommission für archäologische Forschung und Altertumsschutz die Gelegenheit für eine Ausgrabung.

Die Untersuchung ergänzte die früheren Quellenstudien des Liestaler Pfarrers und Lokalhistorikers Karl Gauss-Birmann in einem wesentlichen Punkt: Bekannt war, dass vor der Mitte des 15. Jahrhunderts – möglicherweise bereits im 12./13. Jahrhundert – hier eine Kapelle mit halbrunder Apsis stand. Neu hinzu kommt nun die Erkenntnis, dass spätestens im 10. Jahrhundert an dieser Stelle ein Gotteshaus gestanden haben muss, denn damals wurde vor Ort bereits bestattet. In den folgenden Jahrhunderten wurde das Gebäude mehrfach vergrössert: 1615 gegen Süden, 1686 gegen Westen und 1721 schliesslich gegen Norden. Seit der ersten Erweiterung diente die Kapelle als Dorfkirche, die mit der letzten baulichen Veränderung von 1721 ihren heutigen Grundriss erhielt.

Bei der damaligen Ausgrabung wurden im Süden und Westen der Kirche mehrere Erdgräber dokumentiert, die ursprünglich ausserhalb des



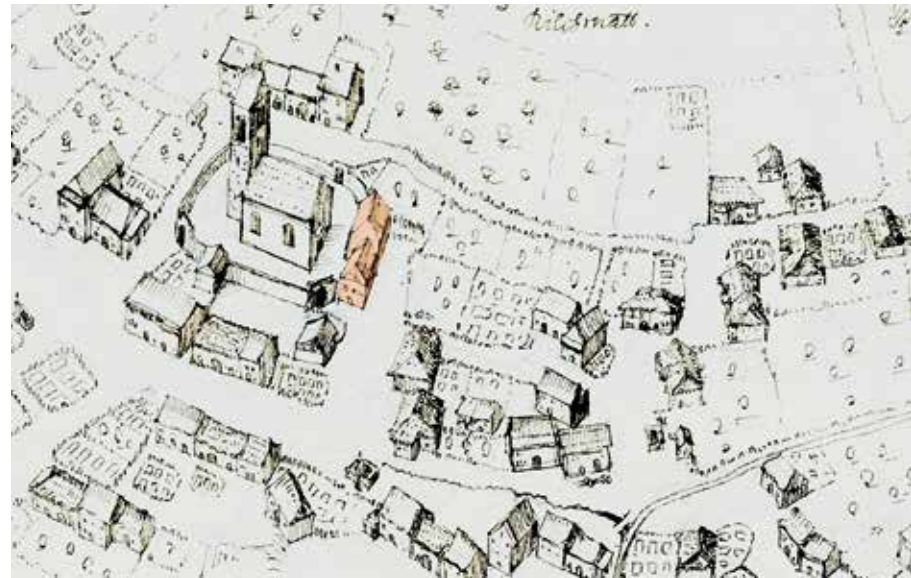
Gebäudes angelegt worden waren. Erst durch die Vergrößerungen kamen sie in den Innenraum des Gotteshauses zu liegen. Aufgrund späterer Niveauveränderungen lagen die Skelettreste teilweise nur wenige Zentimeter unter dem bestehenden Fussboden. Drei weitere Bestattungen wurden im Bereich der Apsis entdeckt – diese Grablegen erfolgten jedoch bereits ursprünglich im Kircheninnern.

Zu Beginn des aktuellen Bauprojekts wurden – nebst weiteren Gebäuden des Werkhofs sowie des Kindergartens – Scheune und Stall des ehemaligen Bauernhauses Mittelgasse 3 abgerissen. Die direkt westlich der Kirche stehende Liegenschaft, die schon auf einer Zeichnung des Geometers Georg Friedrich Meyer von 1680 festgehalten ist, war im Jahr 2019 durch die Bauforschung der Archäologie Baselland untersucht worden. Wohnhaus und Ökonomietrakt bildeten einen Teil der Friedhofummauerung. Meyers Skizze entstand vor der zweiten Erweiterung der Kirche gegen Westen. Danach blieb zwischen dem Bauernhaus und der Kirche nur noch ein schmaler Durchgang. Um 1806 wurde das Wohnhaus im Norden westwärts

um drei Meter verbreitert und wahrscheinlich zur selben Zeit das Ökonomiegebäude gegen Süden erweitert. Von diesen Umbauten zeugt die Inschrift «18 H C 06» über dem Haupteingang.

Nach dem Abbruch wurde der Baugrubenaushub in diesem vormals nicht unterkellerten Bereich

Das ehemalige Bauernhaus ist in der Zeichnung von Georg Friedrich Meyer von 1680 hervorgehoben. Das Grabungsgelände setzt sich rechts davon fort.



Die Bestattung der erwachsenen Person war – wie alle anderen – beigabenlos.

durch die Archäologie Baselland eng begleitet. Die Wahrscheinlichkeit war hoch, auf Gräber oder ältere Siedlungsstrukturen zu treffen. Begünstigt wurde die Suche durch den anstehenden hellen Lehm, der dafür sorgte, dass eingetiefte Strukturen gut zu erkennen waren. Am 17. März wurde Simone Kiefer fündig: In der Nordostecke des

abgerissenen Ökonomieteils kamen menschliche Knochen zum Vorschein.

In der darauf folgenden Ausgrabung wurden drei Gräber freigelegt, wobei die beiden besser erhaltenen direkt übereinander lagen. Die obere, folglich jüngere Bestattung war ein Kind von etwa fünf bis acht Jahren. Es lag West-Ost orientiert in Rückenlage. Dasselbe gilt auch für die darunter liegende erwachsene Person, die zu Lebzeiten etwa 161–164 Zentimeter gross gewesen war. Das Geschlecht der beiden Individuen liess sich im Feld nicht bestimmen. Rund einen Meter weiter nördlich traten die spärlichen Reste eines weiteren Kindergrabs zu Tage.

Funde, die eine zeitliche Eingrenzung der Gräber erlaubt hätten, gibt es keine. Die C14-Probe von einem der Skelette ergab aber ein Datum im 10. Jahrhundert (ETH-110818: 1081 ±22 BP), das gut zur Art und Weise der Bestattung der verstorbenen Person passt. Da für Bestattungen in dieser Zeit zwingend ein Sakralbau vorauszusetzen ist, muss



man davon ausgehen, dass man in den Grabungen 1971 unter der Kirche nicht alle Vorgängerbauten erkannt hat.

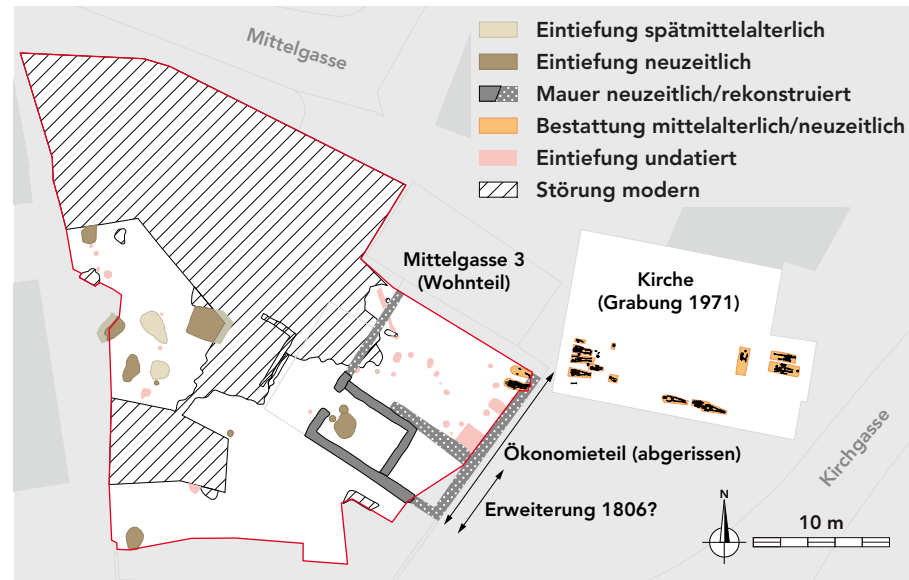
Im Bereich unter dem ehemaligen Ökonomiegebäude fanden sich diverse Pfostengruben, deren genaue Datierung mangels Funden schwierig ist. Die Strukturen geben einen Hinweis auf kleinere Holzbauten oder Zäune aus der Zeit vor dem Bauernhaus. Die Erweiterung der Ökonomie gegen Süden liess sich anhand der dokumentierten Fundamente bestätigen.

Weiter westlich stiessen die Ausgräber auf grössere spätmittelalterliche und neuzeitliche Gruben, die meist für die Entsorgung von Hausabfällen und Bauschutt ausgehoben worden waren. In einer fand sich sogar ein komplett erhaltenes Pferdeskelett. Das Tier war vermutlich einer Krankheit zum Opfer gefallen. Weite Teile des untersuchten Perimeters sind durch moderne Kofferungen, Betonfundamente, Leitungen sowie eine Jauchegrube

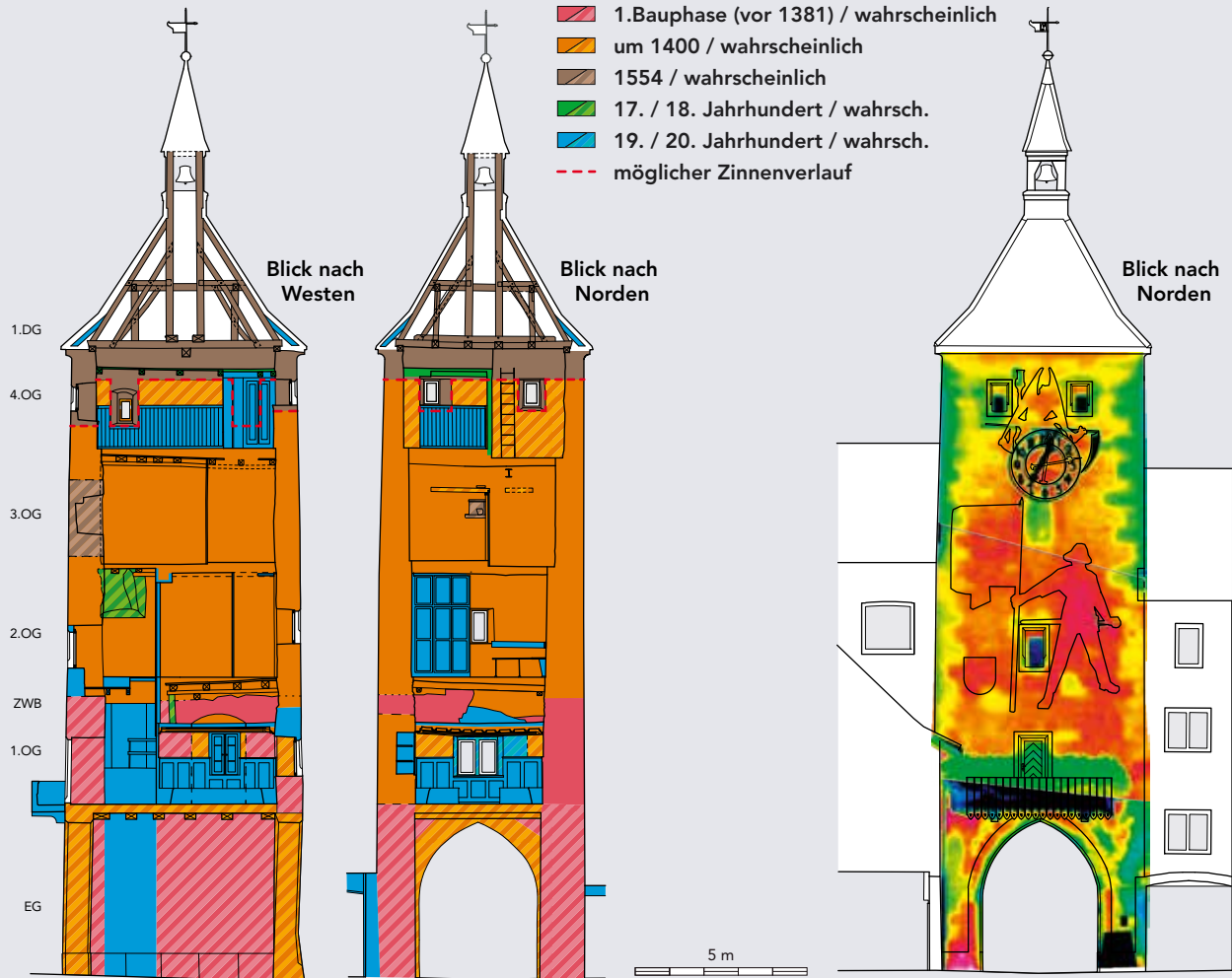
zerstört worden. Allfällige ältere Spuren sind in diesen Bereichen undokumentiert verschwunden.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg, mit Dank an Viera Trancik, IAG/Universität Basel, für die anthropologische Begleitung März bis April 2020

Übersicht über die 1971 und 2020 gefundenen Gräber und die weiteren Befunde der aktuellen Grabung.



Liestal, Oberes Tor.
Schnitte durch das
«Törl» mit eingetra-
genen Bauphasen
(links). Das Wärme-
bild der feldseitigen
Fassade (rechts) zeigt
das unter dem Putz
liegende Mauerwerk
und die zugemauer-
te Türöffnung des
Wehrkerkers im dritten
Obergeschoss.



Liestal, Törl: ein Wahrzeichen erzählt seine Geschichte

Das Obertor oder «Törl», wie es liebevoll genannt wird, ist das unbestrittene Wahrzeichen der Stadt Liestal. Der Torturm mit den Malereien von Otto Plattner erhebt sich im Süden über die Liestaler Altstadt und prägt die Häusersilhouette des «Stedli» massgeblich. Durch die Portale des «Törlis» und des einstigen Untertors floss bis ins 20. Jahrhundert der gesamte lokale und überregionale Personen- und Warenverkehr. Zusammen mit dem heute bewohnten Thomasturm und einem Abschnitt der Stadtmauer bei der Pfarrscheune gehört das Obertor zu den wenigen sichtbaren Resten der mittelalterlichen Stadtbefestigung Liestals, welche die Entfestigung des 19. Jahrhunderts überstanden haben.

Während der Sanierung 2018/2019 wurde der Torturm zum ersten Mal durch die Archäologie Baselland bauarchäologisch dokumentiert. Und schnell war klar: Hinter der verputzten Fassade versteckt sich eine jahrhundertlange Baugeschichte. Um diese weiter zu erforschen, wur-

de der Torturm im Jahre 2019/2020 im Rahmen einer Masterarbeit der Universität Bamberg einer eingehenderen Bauuntersuchung unterzogen. deren Ziel war es, die Bauphasen des «Törlis» zu dokumentieren, zu analysieren und zu visualisieren. Weil das Gebäude zum Zeitpunkt der Befundauf-

Die stadtseitige Fassade des Obertors im Jahre 2020 mit der Bemalung von Otto Plattner aus den 1950er Jahren.



Die Explosionszeichnung zeigt die Konstruktionsweise der ältesten bekannten Decke des Kantons Basel-Landschaft.

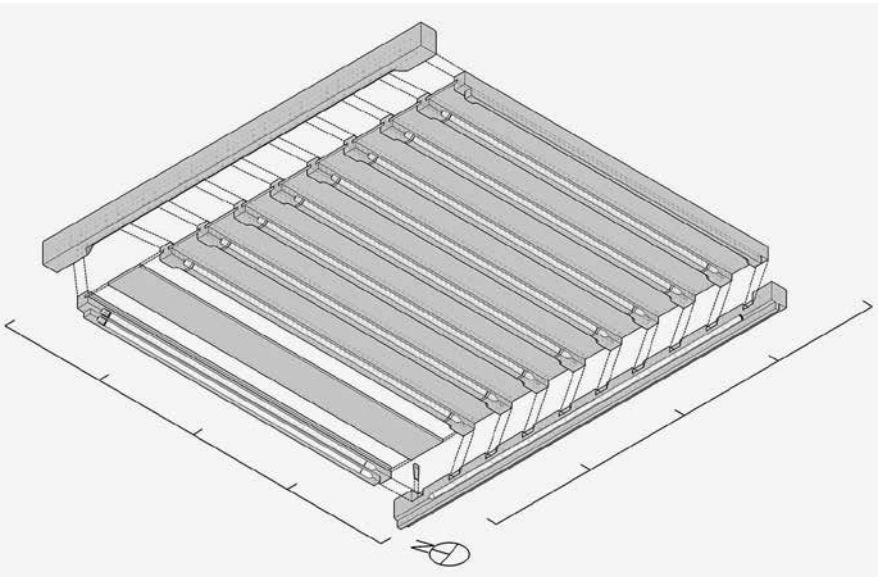
nahme frisch renoviert war, erfolgte die Untersuchung ohne weitere Eingriffe in die Substanz.

Der Turmschaft steht bündig mit der Aussenflucht der ehemaligen Stadtmauer und ist mit einem Grundriss von 6,3 auf 7 Meter fast quadratisch. Über der Tordurchfahrt erheben sich vier Ober-

geschosse, die heute seitlich über eine nachträglich eingebaute Treppe im westlichen Pfeiler des «Törlis» erreichbar sind. Das Mauerwerk besteht soweit erkennbar aus Kalkbruchsteinen, die Tor- und Fenstergewände sowie Eckverbände aus Materialien wie Tuff-, Hauptrogen- und Sandstein. Die verschiedenen Turmseiten weisen unterschiedliche Mauerstärken auf und werden auf allen vier Seiten nach oben schmaler. Auf der verteidigungstechnisch wichtigen Feldseite ist die Mauer am stärksten ausgeführt. Hier misst sie im Bereich des ersten Obergeschosses rund 1,1 Meter, gute 40 Zentimeter mehr als auf der Stadtseite.

Die Jahrringanalyse ergab für die Deckenbalken des ersten bis dritten Obergeschosses und auch für die gotische Balkendecke der Stube im ersten Obergeschoss das Schlagdatum 1398/1399. Damit handelt es sich um die älteste datierte Holzdecke des Kantons (vgl. Jahresbericht 2019, S. 70 ff.).

Über der profilierten Stubendecke befindet sich ein nur 90 Zentimeter hoher Zwischenboden, der dadurch entstanden ist, dass die gotische Decke



konstruktiv unabhängig von den Geschossbalken eingebaut wurde. Dies hatte den Vorteil, dass das Raumvolumen der darunterliegenden Stube gering gehalten werden konnte und somit schneller und günstiger beheizbar war. Als Wärmeisolation wurde über der Stubendecke zudem ein 3–6 Zentimeter dicker Kalkmörtelestrich aufgetragen.

Heute ist dieser Zwischenboden der einzige Raum im Obertor, in dem das Mauerwerk nicht flächig verputzt ist – ein Glücksfall für die archäologische Untersuchung, weil so Hinweise auf mögliche Veränderungen am Gebäude deutlicher sichtbar sind. Und tatsächlich fanden sich im Mauerwerk im Bereich des Zwischenbodens die Reste von zwei zugemauerten Türöffnungen. Bei der einen im Osten handelt es sich um den ehemaligen Durchgang, der vom Vorraum der Stube auf den einstigen Wehrgang der Stadtmauer führte. Diese Öffnung wurde bereits bei der Renovierung des östlichen Nachbargebäudes im Jahre 1987 an der Turmaussenseite dokumentiert. Sie gehört vermutlich zur gleichen Bauphase um 1400 wie die Geschossbalken und die gotische Stubendecke.

Im Westen des Zwischenbodens fand sich die Oberkante einer rundbogigen Türöffnung, die in ihrer Höhe durch die gotische Stubendecke um etwa 50 Zentimeter abgeschnitten wird. Die Öffnung muss somit zu einem älteren Bauzustand gehören. Dazu passt auch der Befund eines horizontalen Wechsels in der Mauerwerksstruktur: Während das Mauer-

Die Ostwand im Zwischenboden: der einstige Durchgang zum Wehrgang (rechts) diente nach der Zumauerung als Ofennische.



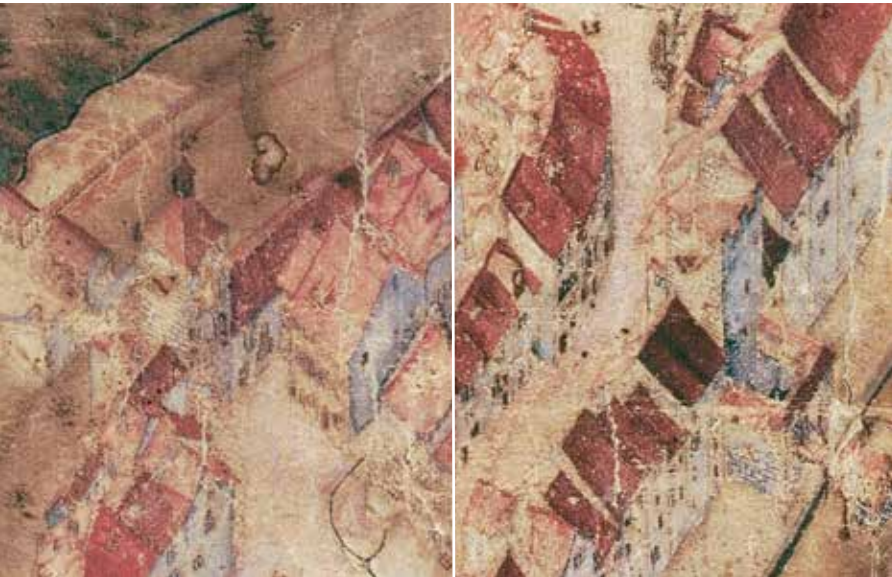
Darstellung des Ober-
tors (links) und des
Untertors (rechts) auf
einer Orthografie von
Jakob Meyer aus dem
Jahre 1663.

werk auf Höhe der Türöffnung hauptsächlich aus grossformatigen quaderförmigen, teilweise brandgeröteten Blöcken besteht, zeigen sich darüber nur noch kleinere Steinformate.

Ein erstes Torgebäude bestand somit schon vor 1398/1399. Von dessen Bausubstanz haben sich nur

die Mauern bis ins erste Obergeschoss erhalten. Denkbar ist, dass dieses ältere Bauwerk in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gleichzeitig mit der Stadtmauer errichtet wurde. Oft wurden Tore von kleinstädtischen Befestigungsanlagen allerdings erst nachträglich verstärkt. Ein typisches Befestigungswerk des 13./14. Jahrhunderts wäre ein dreibis viergeschossiger Torturm mit Zinnenbekrönung und somit ein ähnlicher Bau wie das heutige «Törli». Dieses erste Torgebäude wurde womöglich durch das Basler Erdbeben im Jahre 1356 und den Stadtbrand von Liestal beschädigt, der sich 25 Jahre später ereignete. Dies würde die vielen brandgeröteten Steine im Mauerwerk dieser Bauphase erklären. Die rundbogige Türöffnung war vermutlich der ursprüngliche Zugang zum «Törli». Diese erste Bauphase ist somit zeitlich zwischen dem Stadtmauerbau in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und dem Liestaler Stadtbrand anzusiedeln.

Nach der Übernahme der Herrschaft durch die Stadt Basel im Jahre 1400 wurde das Obertor auf den bereits bestehenden Mauern ab dem ersten



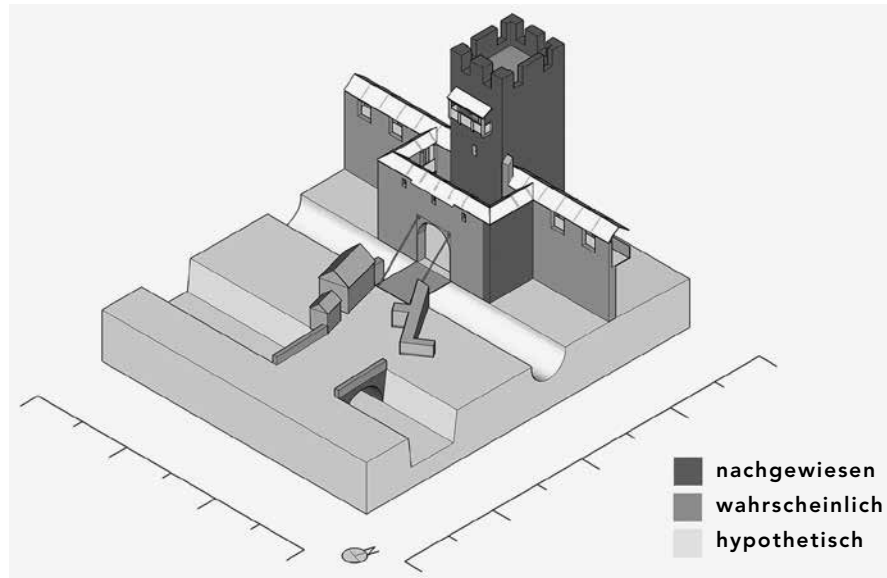
Obergeschoss und somit auf dem gleichen Grundriss neu aufgebaut. Es erhielt einen dreigeschossigen Turmschaft mit einer Zinnenbekrönung und einen Zwinger mit Fallbrücke. Die Laube auf dem Zwinger war vermutlich, wie auch beim Untertor, vom Wehrgang aus begehbar. Auf dem Wärmebild lässt sich erkennen, dass sich auf der Feldseite im Bereich des dritten Obergeschosses eine zugemauerte Öffnung befindet. Diese gehörte wohl zu einem Wehrerker, einer Art Balkon unter der zinnenbewehrten Plattform auf dem Turm.

Eine nächste grosse Veränderung am «Törli» war das Aufsetzen des Turmdachs im Jahre 1554, das heute noch besteht. Aus den Schultheissrechnungen der Stadt Liestal war dieses Datum für den Dachbau bereits bekannt. Die Jahrringanalyse bestätigte nun, dass das Holz für den Dachstuhl tatsächlich im Frühjahr 1554 geschlagen wurde.

Als Auflager für das Turmdach wurden die Zinnenzwischenräume bis auf die heute erhaltenen Fensteröffnungen zugemauert und die Mauer-

krone darüber um etwa einen Meter erhöht. Erst jetzt erhielt das «Törli» seine heutige Höhe. Der Dachstuhl war mit seinen vier mittigen Dachreiterständen von Beginn an auf einen Dachreiter ausgelegt. Somit ist anzunehmen, dass von Beginn weg die Aufhängung einer Glocke vorgesehen war. Vermutlich gleichzeitig wurde auch eine erste

Rekonstruktion des Obertors mit Zwinger, Stadtmauer und Annäherungshindernissen für die Zeit um 1400.



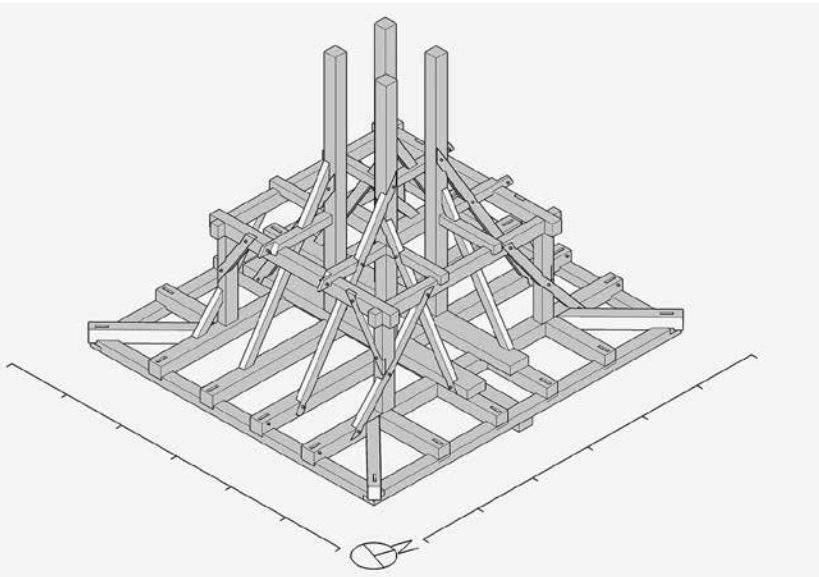
Der Dachstuhl von 1554 mit den vier zentralen Dachreiter-säulen zur Aufnahme des Glockenstuhls.

Uhr eingebaut, denn dank des Turmhelms konnte das fragile Uhrwerk jetzt adäquat vor Feuchtigkeit geschützt werden.

Das neue Dach und die Uhr zeigen zugleich einen Wechsel in der Nutzung und Bedeutung des

Obertors an. Bis anhin stand die Verteidigung gegen aussen an erster Stelle. Die starken Mauern dienten dazu, dem Feind standzuhalten, und die zinnenbekrönte Plattform war dazu da, um einen guten Überblick über das Umfeld zu behalten, Gefahren möglichst früh zu erkennen und das Tor und sein Umfeld gegen Angreifer zu verteidigen. Mit der Aufgabe der Wehrplattform, später auch mit dem Ersetzen der Fallbrücke durch eine feste Brücke (Mitte 17. Jahrhundert) und der Aufgabe des Wehrgangs der Stadtmauer (1718) rückte diese Abwehrfunktion immer mehr in den Hintergrund.

Im 19. Jahrhundert wurde das Bauwerk schliesslich von einem grossen Teil der Bevölkerung hauptsächlich nur noch als Verkehrshindernis gesehen. Nachdem das Untertor damals bereits weichen musste, kam es in Bezug auf das 'Törli' nach jahrzehntelangem Tauziehen zu einem Kompromiss: Der Turm durfte stehen bleiben, der davorliegende Zwinger wurde hingegen 1879 abgerissen.



Seither gab es bloss noch kleinere Änderungen an Liestals Wahrzeichen. Diese sind durch Ratsprotokolle und historische Fotografien gut belegt. So wurde das Obertor seit dem Abbruch des Zwingers drei Mal neu bemalt, wobei das Bildprogramm mit dem stolzen Eidgenossen auf der Feld- und dem Rütli-Schwur auf der Stadtseite jeweils übernommen wurde. Die aktuelle Bemalung stammt von Otto Plattner und entstand Mitte der 1950er Jahre. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde zudem östlich und westlich des Torturms jeweils eine Fussgängerpassage geschaffen.

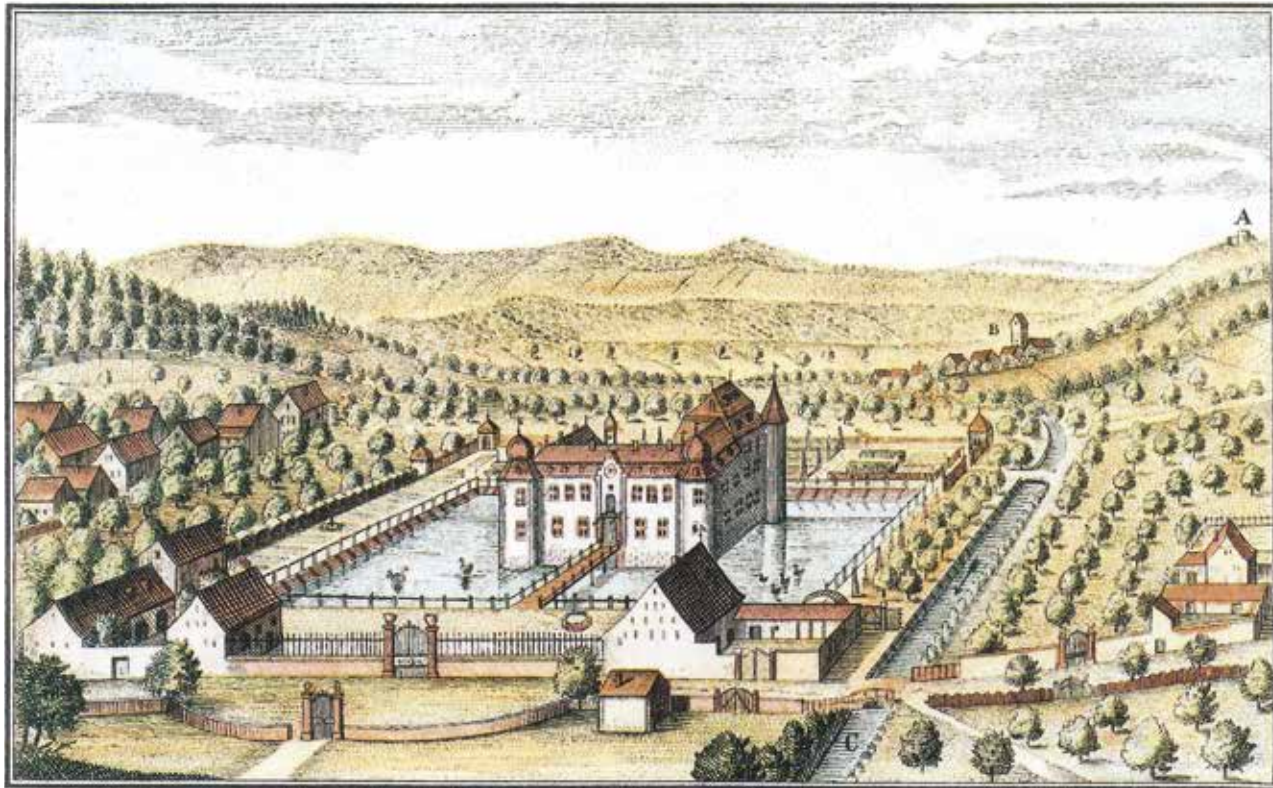
Die durch die Gebäudeanalyse erfasste Baugeschichte passt insgesamt gut in die bereits aus schriftlichen und bildlichen Quellen bekannten Eckdaten des Obertors. Dank der Masterarbeit liess sich nachweisen, dass die Ursprünge des heutigen Baus noch älter sind als die in die Jahre 1398/1399 datierten Geschossbalken. Über die Jahrhunderte wurde das Obertor immer wieder baulich verändert und an die Bedürfnisse der Zeit

angepasst. Aus dem einstigen Verteidigungsbau ist so im Laufe der Zeit ein Repräsentationsbau und schliesslich ein Wahrzeichen von lokaler und kantonalen Bedeutung geworden – das heutige «Törl».

Bericht: Nora Näf

Das «Törl» 1864 mit dem überdachten Zwinger (links) und nach dessen Abbruch 1879 (rechts).





Bottmingen, Schlossgarten Ost. Auf dem kolorierten Kupferstich von Emanuel Büchel von 1750 ist östlich (links) des Schlosses ein einsamer Zierbrunnen zu sehen. Blick gegen Süden (Kunsthistorische Sammlung).

SCHLOSS BOTTMINGEN.
*In dem Canton Basel von
 Mitternacht anzusehen*
 A. Schloß Landskron. B. Oberweiler.
 C. Birsig-Fluß.
Büchel del.



CHÂTEAU DE BOTTMINGUE.
*dans le Canton de Bâle, du
 Côté du Septentrion.*
 A. Château de Landskron. B. Oberweiler.
 C. Birsig-Rivière.
J. Zurlauben gravé sur Cuivre.

Bottmingen, Schlossgarten Ost: ein Hauch von barocker Pracht

Das Weiherschloss Bottmingen ist eines der wenigen noch erhaltenen Wasserschlösser der Schweiz und ein Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung. Ihren Ursprung hatte die Anlage im späteren 13. Jahrhundert. Die bereits damals im Wasser stehende Niederungsburg bestand aus einem Mauerwerk mit einem Turm an jeder Ecke.

Nach einem Brand im Jahr 1409 und mehreren Besitzerwechseln erfuhr das Schloss in den Jahren 1645 und 1720 zwei grössere Umbauten. Der letztere, unter dem damaligen Besitzer Johann Georg Deucher, der mit dem Handel von Mississippi-Aktien reich geworden war, verwandelte es schliesslich «in ein königliches Schloss oder Louvre, mit Tapeziererei, Gemälden, Hausrath und Schwänen», wie es in den Quellen heisst. Die Anlage erhielt die grösstenteils heute noch sichtbare Gestalt. Lediglich der südwestliche Turm zeugt noch vom ursprünglichen, mittelalterlichen Aussehen.

Deucher liess unter anderem einen südlichen Aus-

gang mit Zugbrücke erstellen, die zusammen mit dem bereits bestehenden Pendant im Norden eine Mittelachse bildete. Um das Schloss wurde ein französischer Garten angelegt, dessen Mittelpunkt in der Verlängerung der Hauptachse südlich des Schlosses lag. Die barocke Anlage bestand aus regelmässigen Wegen, Springbrunnen, Obelisken,

In Büchels Zeichnung von 1755 ist der Barockgarten im Süden des Schlosses detailliert dargestellt (Kunsthistorische Sammlung).



SCHLOSS BOTTMINGEN.
In dem Canton Basel von Mittag
anzusehen.

CHÂTEAU DE BOTTMINGUE.
dans le Canton de Basle, du Côté
du Midi.



MEHR
INFOS



Im isometrischen Plan von Fechter sind die Pflanzgräben sowie die Lage der Bootsanlegestelle (A) und der Zisterne (B) eingetragen.

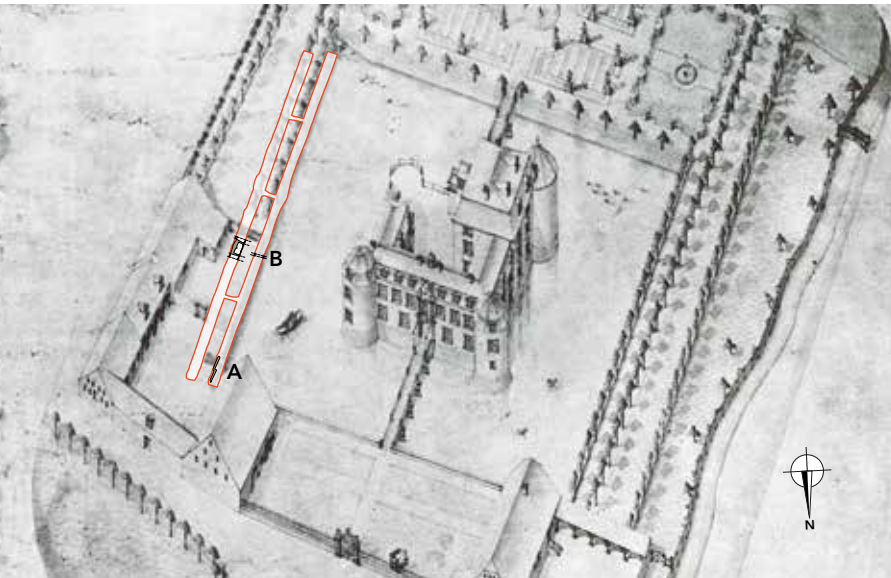
Gitterportalen und zugeschnittenen Hecken. Im 19. Jahrhundert musste sie einer zeitgemässeren Landschaftsgestaltung, einem «englischen Garten», weichen.

In einer «gartenarchäologischen» Sondierung hat die Archäologie Baselland 2001 im Auftrag der

kantonalen Denkmalpflege Reste des Barockgartens südlich des Schlosses freigelegt. Dabei wurden der Verlauf von Wegen und Hecken sowie die Standorte von Brunnen und Fundamenten lokalisiert und mit den historischen Ansichten des Areals abgeglichen.

Die Erkenntnisse der damaligen Untersuchung flossen in die Planung zur Aufwertung und Neugestaltung des bestehenden Gartens ein. In einer ersten Etappe wurde 2011 der Südteil mit barocken Elementen umgestaltet. Einige Jahre später sollte nun auch der Ostteil neugestaltet werden. Auch hier bot die Archäologie Baselland der Denkmalpflege Hand für eine vorgängige Sondierung. Konkret sollte der Standort eines Zierbrunnens ermittelt werden, der auf Stichen von Emanuel Büchel um 1750 festgehalten ist. Bei der Sondierung im Herbst 2019 zeigte sich jedoch keine Spur dieses Wasserspiels.

Ein Jahr später wurde die Neugestaltung des Ostgartens in Angriff genommen. Unter Berücksichtigung von historischen Ansichten sollte eine



Lindenallee angelegt werden. Dazu wurden zwei knapp 80 Meter lange und 2 Meter breite Pflanzgräben ausgehoben. Diese Erdarbeiten erfolgten unangemeldet und konnten so von der Archäologie Baselland grösstenteils nicht begleitet werden. In den beiden Gräben zeigten sich im Nachhinein mehrere archäologische Strukturen, darunter auch zwei gemauerte Bereiche.

Am Nordende des westlichen Grabens fand sich ein Mauerabschnitt, der gegen Westen hin verputzt war. Er war also ehemals sichtbar. Davor befand sich eine Aufschüttung aus Abbruchschutt und gelöschtem Kalk. Unter Zuhilfenahme der Zeichnung des Basler Bauingenieurs und Geometers Johann Jacob Fechter aus dem Jahr 1780 gelang es, den Mauerabschnitt mit der ehemaligen Bootsanlegestelle des Weiher in Übereinstimmung zu bringen. Heute liegt die Mauer fünf Meter vom Ufer entfernt. Dies zeigt, dass die Ausdehnung des Wassergrabens im 18. Jahrhundert weiter gegen Osten reichte. Der Abbruchschutt dürfte vom Abriss der Ökonomiegebäude in der Nordostecke

der Parzelle im 19. Jahrhundert stammen. Offenbar wurde zumindest ein Teil davon verwendet, um die Weiherböschung aufzuschütten. Weitere Spuren von ausplanierem Abbruchmaterial fanden sich in den Böschungen im Norden der beiden Pflanzgräben, also dort, wo die Ökonomiegebäude standen.

Die Lage der Stützmauer der ehemaligen Bootsanlegestelle zeigt, dass der Weiher früher grösser war. Blick gegen Süden.



Unten ist die Zisterne mit der Einlaufrinne im Zentrum zu sehen, im Profil des Pflanzgrabens oben der weiss markierte Überlaufkanal. Blick gegen Westen.

Der zweite Befund mit Mauerresten fand sich im östlichen Graben. Dort wurde beim Aushub ein unterirdisches Gewölbe aus Ziegeln mit Seitenwänden aus Kalkbruchsteinen angeschnitten. Das Bauwerk hatte eine Nord-Süd-Ausdehnung von 2,5 Metern. Einen Hinweis auf die Nutzung gibt eine gegen Westen abfallende Rinne im Zentrum

des Gewölbes, durch die Wasser in den Innenraum eingeleitet wurde. Es handelte sich somit um eine Zisterne, die vom Dachwasser des angrenzenden Ökonomiegebäudes gespeist wurde. Ein kleiner gemauerter Kanal aus Ziegeln diente als Überlauf gegen den Weiher hin. Wo das Wasser aus der Zisterne entnommen wurde, liess sich nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich befand sich die dafür nötige Öffnung im Bereich des durch den Bagger zerstörten Gewölbes.

Nach Abschluss der archäologischen Dokumentation wurden 45 Linden gepflanzt. Der östliche Schlossgarten wird somit in Zukunft wieder stärker die Gestalt der Barockzeit annehmen und zusammen mit dem bereits bestehenden Südteil einen Eindruck vermitteln, wie der französische Lustgarten vor knapp 300 Jahren ausgesehen hat.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Oktober 2020





CHATEAU DE BOTTMINGUEN DANS LE CANTON DE

Sondierung von 2001 (links): Der zentrale Zierbrunnen südlich des Schlosses war genau in der Hauptachse der Anlage platziert. Blick gegen Norden.

Auch auf der Ansicht des Schlosses von Nordwesten von Louis Jacob, einem Stich nach Emanuel Büchel (um 1749), ist die barocke Gartenanlage dokumentiert (Kantonale Denkmalpflege).

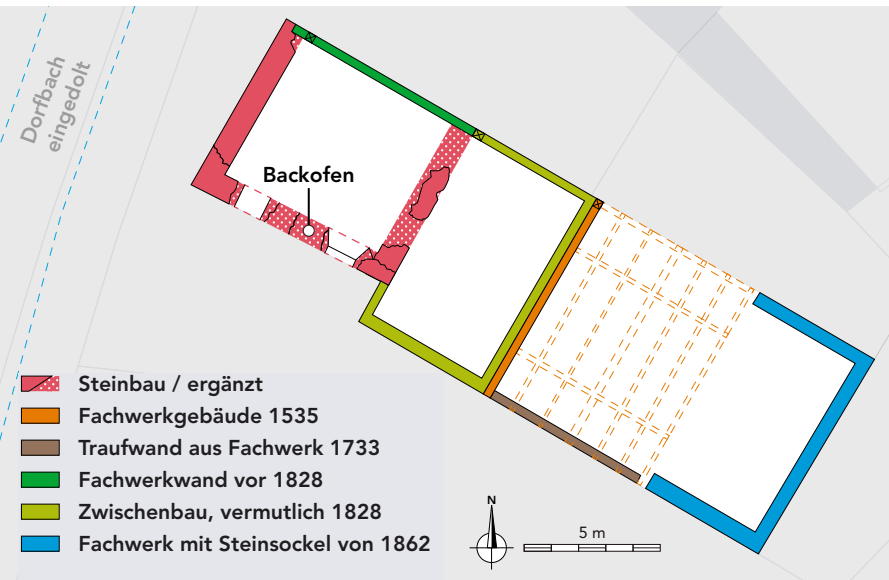
Allschwil, Neuweilerstrasse 3: ein Steinbau im Fachwerkdorf

Allschwil, Neuweilerstrasse 3. Lage des langgestreckten Gebäudes mit seinen Bauphasen.

Der Ortskern von Allschwil ist geprägt von giebelständigen Bauernhäusern und Gehöften in Fachwerk-Bauweise. Er entspricht damit dem baulichen Charakter sundgauischer Dörfer. Der hier vorgestellte, zentral gelegene und aus der Reihe tanzende Steinbau bildet den strassenseitigen Abschluss eines langgestreckten Baukörpers mit nach

Südosten anschliessenden Bauabschnitten. Er befindet sich an der Neuweilerstrasse in Richtung Hinterdorf, direkt am Ufer des Dorfbachs, der bis Mitte des letzten Jahrhunderts noch offen lag.

Der Grundriss des 7,8 Meter langen Steinbaus besteht aus 80 Zentimeter starken Mauern und ist nicht ganz quadratisch. Die zum Bach gelegene Wand misst sieben Meter, die parallel verlaufende rückwärtige hingegen nur 6,6 Meter. Auf der Bachseite ist die Mauer 4,6 Meter hoch erhalten geblieben und zeigt zwei Wohngeschosse. Die Eckverbände bestehen aus massiven Quadern aus behauenen Molassesandsteinen. Das gesamte Mauerwerk wurde in deutlichen Lagen und mit kiesigem Kalkmörtel gefügt und besteht aus einem vielfältigen Spektrum an Lesesteinen. Es enthält hauptsächlich Bachkiesel, einige davon russgeschwärzt, und Molassesandsteine. Dazwischen hat es einzelne rote Sandsteine, Muschelagglomerate, wenige Kalktuffe und Baukeramikfragmente. An wenigen Stellen fanden sich noch Reste der grob abgezogenen Putzoberfläche aus Kalkmörtel.



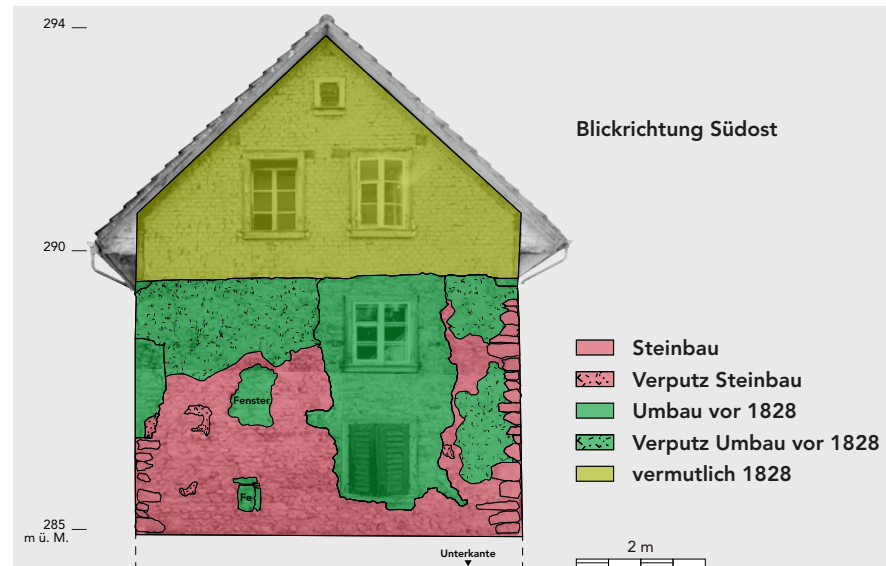
Zwei übereinanderliegende schmale Fenster hat man später zugemauert. Für den Einbau der aktuellen Fenster wurde die Bruchsteinmauer grosszügig aufgebrochen und wieder ergänzt. Bei diesem Umbau bediente man sich wiederum eines breiten Steinspektrums und verbaute Material in zweiter Verwendung. Ob hier bereits bestehende Lichtöffnungen erweitert wurden, ist nicht mehr nachzuweisen. Bei Abbrucharbeiten konnte Martin Schilling, der Präsident der Arbeitsgruppe Dorfkern, im südöstlichen, steinernen Sockel des Stallbereichs einige als Spolien eingebaute, spätgotische Gewändeteile bergen. Ob sie von älteren Fenstern des Steinbaus stammen, bleibt Spekulation.

Auf der Nordseite ist heute ausser ein paar Eckquadern nichts mehr erhalten. Anfangs des 19. Jahrhunderts ersetzte man die wohl ruinöse Mauer durch eine Fachwerkwand. Gleichzeitig wurde auch die Südseite, von der nur noch ein paar originale Eckquader erhalten sind, neu aufgemauert. Bei dieser Gelegenheit baute man einen Aussenbackofen ein. Von der ursprünglichen Westseite waren unter dem Fussboden noch Fundamentreste

erhalten. Wie das Dach über dem Steinbau einst ausgesehen hat und wie es ausgerichtet war, ist nicht bekannt. Die heutige Höhe erreichte das Gebäude durch eine Aufstockung.

Fünf Meter weiter westlich folgt ein giebelständiges Fachwerkgebäude mit drei Bundebenen,

Die steinerne Giebelseite des Gebäudes mit Eintragung der Bauphasen.



Das noch erhaltene
Dachwerk von 1535
mit Blick an den Giebel
des jüngeren Zwischen-
baus.

acht Meter breit und sieben Meter lang. Die Stuhlstreben seines ursprünglichen Dachwerks sind in Teilen erhalten geblieben und gehören gemäss der dendrochronologischen Untersuchung ins Jahr 1535. Sein Nordwestgiebel war einst mit Staken verstrebt und mit Lehm ausgefacht. Bauhölzer aus der südlichen Fachwerkwand wurden

ins Jahr 1733 dendrodatiert, diese musste demnach damals erneuert werden. Wie das Fachwerkgebäude ursprünglich aussah, wie es genutzt wurde und ausgestattet war, ist nicht bekannt. Seine Dachbalken sind russgeschwärzt, was auf eine Feuer- oder Herdstelle hinweist. Möglicherweise handelte es sich ehemals um ein Tauner- oder Kleinbauernhaus. Heute ist in der modern überprägten Situation eine Nutzung als Tenn zu erkennen.



Die zeitliche Abfolge von Stein- und Fachwerkbau ist nicht bekannt. Es ist unklar, welches Gebäude zuerst stand und welches sich folglich an der Ausrichtung des anderen orientierte. Vermutlich um 1828 füllte man die Lücke zwischen den beiden Bauten und errichtete ein neues Dachwerk. Der Zwischenbau ist in der Breite dem Riegelbau angepasst worden, was zu einem Vorsprung bei der südlichen Traufmauer des Steingebäudes führte. 1862 verlängerte man das Ensemble weiter nach Südosten mit einem Stallteil aus Fachwerk auf gemauertem Sockel.

Da es sich in diesem Teil des Dorfkerns von Allschwil um den einzigen Steinbau handelt, ist zu erwähnen, dass sich knapp 50 Meter weiter westlich unter der Kirche St. Peter und Paul Überreste eines römischen Gutshofs befinden. Deshalb ist es auch kein Wunder, dass 1947 beim Aushub für einen Keller zwischen Stein- und Fachwerkbau römische Funde gemacht wurden. Ob das festgestellte grosse Steinspektrum Abbruchmaterial der römischen Anlage enthält, ist nicht nachzuweisen. Zweck und Entstehungszeit dieses singulären Steinbaus bleiben vorerst ungeklärt.

Im Zusammenhang mit einem Bauinventar, das Doris Huggel 1992 im Auftrag der Gemeinde durchführte, zeigte sich, dass die Brandlagerakten für die Liegenschaft an der Neuweilerstrasse 3 im Jahr 1816 zwei Hausnummern, also eine Doppelliegenschaft, aufführen. 1828 wird nur noch ein Haus mit Scheune und Stallung gezählt. Dies steckt einen Zeitrahmen für die Schliessung der Lücke zwischen dem Stein- und dem Fachwerkbau ab. 1911 befand sich im Gebäude eine Speze-

reihandlung und 1923 ein Verkaufslokal für Töpferwaren.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess, mit Dank an Doris Huggel
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Oktober 2018 und März 2020

Die ins Jahr 1733 datierte Fachwerkwand mit Blick an den Giebel des Zwischenbaus.



Wintersingen,
Winterhalle 4. Blick
ins Gefüge des
Obergeschosses und
des Dachraums. Die
dunklen Föhrenhölzer
stammen aus der
Bauzeit um 1559.



Wintersingen, Winterhalde 4: ein Haus mit inneren Werten

Im Mai des Berichtsjahres, mitten im Covid-Lockdown, meldete uns Judith Bertram von der Kantonalen Denkmalpflege, dass in einem künftigen Baugesuchsobjekt noch Reste eines «Hochstuds» erhalten seien. Bei der Begehung des ehemaligen Mittertenn-Bauernhauses zeigte sich, dass noch ein guter Teil der Holzständerkonstruktion mit vier Querbänden und zwei Hochfirstständern aufrecht steht.

Das Gebäude Winterhalde 4 ist eines von mehreren giebelständig zur Strasse aufgereihten einstigen Bauernhäusern, am Fusse der bewaldeten «Holde» im Unterdorf von Wintersingen. Der Bau steht etwas abgedreht zur Strasse. Der gegen die Strasse gelegene Stallteil ist nicht mehr erhalten. An seiner statt wurde nachträglich ein Wohnhaus angebaut. In der Gebäudemitte lag das Tenn und auf der ansteigenden, schattigen Hangseite folgt der Wohnteil, der nach Südwesten auch im Winter optimal zur Sonne ausgerichtet ist. Das mächtige Walmdach war einst mit Stroh gedeckt.

Für die Errichtung in Hochfirstständerbauweise waren vier Querbünde und zwei Hochstüde nötig. Diese wurden mittels diverser Quer- und Längshölzer miteinander verstrebt. Die Verbindungen der Bauhölzer weisen in der Regel Überblatungen mit Versätzen auf und wurden mit Holznägeln fixiert. Von der eichenen Schwelle, welche

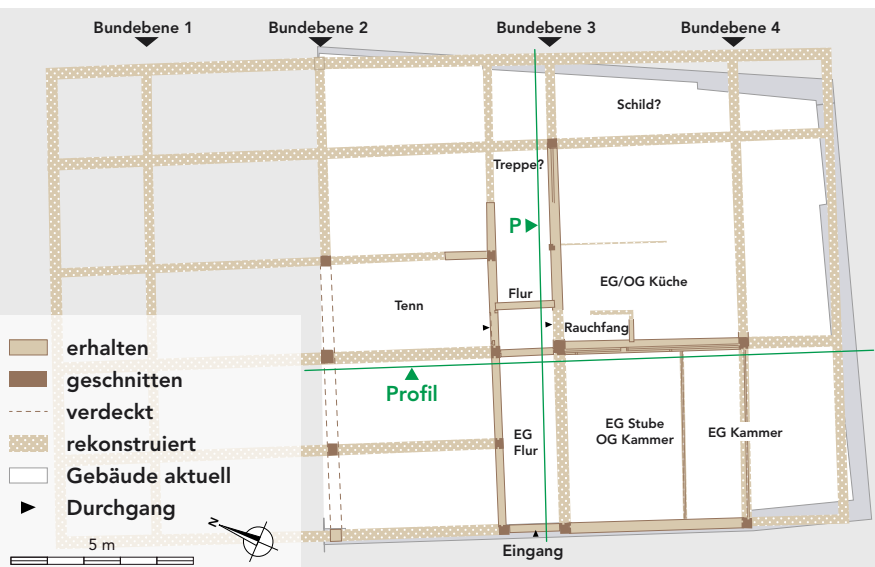
Die moderne Fassade lässt heute kaum noch erahnen, welche eindrückliche Konstruktion sich dahinter verbirgt.



Erhaltene Teile und
Rekonstruktion des
Grundrisses des ur-
sprünglichen Baus von
1559.

die Basis für die aufgehende Baukonstruktion aus Föhrenholz bildet, sind lediglich noch zwei kurze Balkenabschnitte erhalten geblieben. Nach den beobachteten Nuten zu schliessen werden die Aussenwände aus liegenden, in die Wandständer geschobenen Brettern bestanden haben. Auf der zum Dorf gerichteten Vorderfassade gab es einen aus

Vordachbügen und Flugpfette gebildeten «Schärmen». Dieser schützte die befensterte Fassade des Wohnteils vor der Witterung und bildete einen gedeckten Vorplatz für diverse landwirtschaftliche Tätigkeiten. Die dendrochronologisch datierten Bauhölzer des Gebäudes sind frühestens im Winter 1559 geschlagen worden.



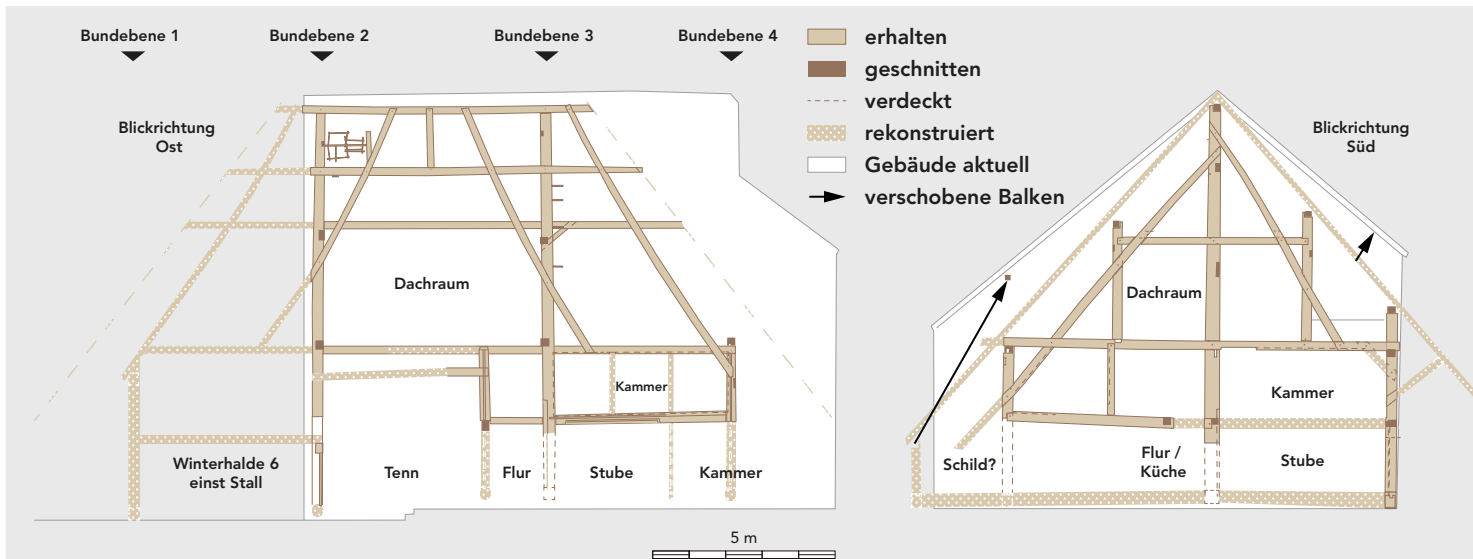
Der Stallteil zwischen den Bundebenen 1 und 2 ist – wie erwähnt – nicht mehr erhalten. Zwischen dem zweiten und dem dritten Bund, also zwischen den beiden Hochfirstständern, lagen Tenn und Flur. Mit einer Holzwand in Ständerkonstruktion sind sie voneinander abgetrennt. Darin befindet sich ein Durchgang von der Ökonomie in den Wohnteil, der südlich an Bund 3 anschliesst. Gotisch verzierte Balken machen den Bereich der einstigen Stube optisch erkennbar. Eine Binnenwand zu einer weiter südlich gelegenen Kammer ist dementsprechend anzunehmen, aber nicht mehr nachzuweisen. Von der Mittelachse aus zur Gebäuderückseite hin, also nach Osten gelegen, befand sich die Küche mit einer Feuerstelle. Der Flur und die Küche werden einen offenen, L-för-

migen Bereich gebildet haben. In der Verlängerung des Flurs dürfte die Treppe in den oberen Stock gewesen sein.

Zwischen den Bundebenen 3 und 4, über der Stube, befand sich eine Kammer. Die Balken weisen hier Nuten auf, in denen Wandbretter eingescho-

ben waren. Die Küche war ursprünglich wohl nach oben offen, damit der Herdrauch frei in den Dachraum abziehen konnte. Der Rauch schützte zugleich die Baukonstruktion und die eingelagerten Getreidegarben vor Ungeziefer. Ob im hinteren Küchenbereich nachträglich eine Bohlenwand eingezogen wurde, um einen zusätzlichen

Rekonstruierter Längs- und Querschnitt des Mehrreihen-Ständerbaus.



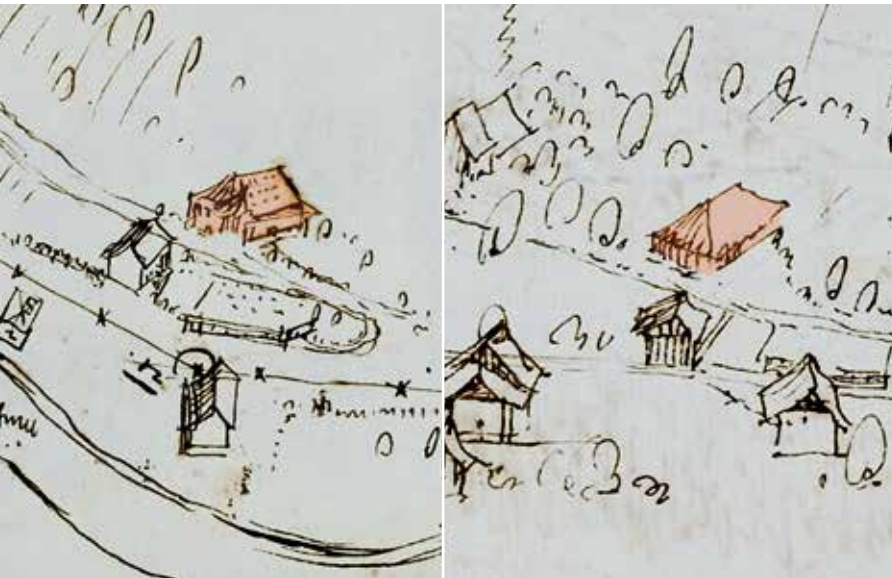
Die beiden Skizzen, die Georg Friedrich Meyer um 1680 vom Haus gemacht hat, unterscheiden sich deutlich.

Raum zu schaffen, ist unklar. Zur Klärung dieser Frage wären Vergleichsbeispiele beizuziehen. Die Existenz eines «Schildes», einer zusätzlichen Wand unmittelbar hinter der Trauffinie und damit zusätzliches vor Witterung geschütztes Raumvolumen, ist auf der Rückseite und vielleicht auch an

den Giebelseiten des Gebäudes denkbar, aber nicht mehr nachzuweisen, da die entsprechenden Konstruktionshölzer nicht mehr erhalten sind.

Georg Friedrich Meyer hielt um das Jahr 1680 das damals mit Stroh gedeckte Bauernhaus in zwei Varianten fest: Die eine Skizze zeigt Tür, Fenster und ein Kellerfenster oder -zugang sowie ein Walmdach im Bereich des einstigen Stalles. Sie ist in dem Bereich allerdings undeutlich, und es scheint, als zeichnete Meyer einen Versatz zwischen Giebel- und Traufseite. Handelt es sich um eine nachträgliche Korrektur? Die Darstellung lässt Spekulationen zum Aussehen des heute fehlenden Stallbereiches offen. Auf der zweiten, offenbar überarbeiteten und idealisierten Zeichnung von Wintersingen ist das Gebäude unmissverständlich mit zum Dorf gerichteten Fenstern und Türen gezeichnet.

Es ist immer wieder enorm beeindruckend, Volumen und Dimension des Gefüges eines Mehrreihenständerbaus vor sich zu sehen. Der Grössenver-



gleich einiger bekannter Baselbieter Bauernhäuser aus dem 15. und 16. Jahrhundert zeigt, dass die baulichen Dimensionen des Wintersinger Beispiels im oberen Durchschnitt liegen. Das Mittertennhaus war mit $10,8 \times 10,8 \times 16,6$ Meter (Firsthöhe \times Länge/Traufe \times Breite/Giebel) etwas kleiner als das bisher grösste bekannte Beispiel, das Haus Gassenbrunnen 5/7 in Ramllinsburg ($12 \times 15 \times 23$ Meter, dendrodatiert 1556) und etwa gleich gross wie dasjenige in Muttenz, Hauptstrasse 25, das bisher älteste erhaltene Bauernhaus im Kanton ($11 \times 10 \times 17,5$ Meter, dendrodatiert 1472).

Der Eigentümer möchte die noch erhaltenen Bauhölzer grösstenteils erhalten und ins geplante Projekt einbeziehen. An dieser Stelle gilt ihm und der Kantonalen Denkmalpflege ein herzlicher Dank für die gute Zusammenarbeit und das aktive Melden dieses Befundes. Wer weiss, wie viele Überreste dieses vormals sehr verbreiteten Gebäudetyps heute noch hinter modernen Verkleidungen verborgen sind und sich uns dereinst noch zeigen werden.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Dendrochronologie: Raymond Kontic und Claudia Spiess, Basel
Mai und Juni 2020

Wandständer mit nach oben auslaufender gotischer Fase zeichnen die ehemalige Stube aus.



Binningen, Schlossgasse 5 (Schloss). Der Saal im ersten Obergeschoss nach Entfernung der modernen Oberflächen an Wänden und Böden.



Schloss Binningen: Lehmstrukturen als archäobotanische Zeitkapseln

Die Archäobotanik untersucht Pflanzenreste aus vergangenen Zeiten und versucht, daraus die Vegetations- und Agrargeschichte zu rekonstruieren. Gefunden werden diese Pflanzenreste unter anderem in historischen Gebäuden, zum Beispiel als Magerung in Lehmböden und -wänden. Das Beimischen von Pflanzenpartikeln reduziert das Gewicht und beugt der Rissbildung beim Trocknungsprozess vor. Am häufigsten wird Lehm als Ausfachung von Wänden und als Wickel oder Estrich zwischen Deckenbalken verwendet. Beim Lehmwickel handelt es sich um mit Stroh und Lehm umwickelte Rundhölzer, die zwischen den Deckenbalken auf angebrachte Leisten aufgelegt oder in eine Nut eingeschoben worden sind. Der Lehmestrich wird in Regel zwischen den Deckenbalken auf die eingeschobenen Deckenbretter aufgetragen. Neben einer wärmeisolierenden Wirkung dient das Material in den Zwischenböden auch als Trittschalldämmung.

Bei den beschriebenen Lehmstrukturen handelt es sich um geschlossene Fundkomplexe: Der Lehm und seine pflanzliche Magerung wurden zum sel-

ben Zeitpunkt eingebracht. Dieser lässt sich durch die Radiokarbon-Datierung der organischen Bestandteile, durch die Dendrodatierung der Stake ten im Lehmwickel oder der Deckenbalken selbst bestimmen. Die exakte Altersbestimmung unterscheidet die Pflanzenreste von solchen aus Fehlböden, die irgendwann ab dem Bau des Bodens

Beispiel einer mit Pflanzenfasern armierten Lehmflechtwand aus Allschwil, Schönenbuchstrasse 17.



Arlesheim, Obere
Gasse 14. Nachträglich
eingebaute Lehm-
wickel in der Decke
des Erdgeschosses.

bis zum Zeitpunkt ihrer Auffindung zwischen den Bodenbrettern hindurchgerieselt oder durch Nagetiere dorthin verschleppt worden sein können.

Eine Dendrodatierung der Deckenbalken muss aber nicht immer zwingend auch gleich die Lehm-

struktur dazwischen datieren, wie das Beispiel einer Lehmwickeldecke im Erdgeschoss des Gebäudes in der Oberen Gasse 14 in Arlesheim zeigt. Das Holz für die Deckenbalken wurde 1524/25 gefällt, dasjenige für die Staketen der Lehmwickel erst mehr als 200 Jahre später im Jahr 1752/53.

Oftmals werden diese Isolationen, wie auch im Falle des erwähnten Gebäudes, im Rahmen einer modernen Sanierung ersetzt. Dadurch gehen die wertvollen botanischen Überreste verloren. Dem versucht das Team Bauforschung entgegen zu wirken, indem es vermehrt archäobotanische Proben den Strukturen entnimmt, um so die noch geringe Datenbasis für die frühe Neuzeit zu erweitern.

Vor diesem Hintergrund wurde nun auch im Schloss Binningen während einer Sanierung eines Saales im ersten Obergeschoss ein Lehmestrich archäobotanisch untersucht. Die Beprobung des Estrichs, der grundsätzlich erhalten bleibt, wurde durch das temporäre Anheben von zwei Bodenbrettern möglich. Gleichzeitig wurden aus drei der



nun sichtbaren Bodenbalken Proben für eine Dendrodatierung entnommen. Des Weiteren war erkennbar, dass der Lehmestrich auf die Bretter des Schiebbodens aufgebracht wurde, die in einer Nut in den Balken liegen.

Der etwa zehn Zentimeter dicke Estrich setzt sich aus zwei kompakten Lehmschichten mit einer pflanzlichen Trennschicht zusammen. Nach dem Einbringen einer ersten feuchten Lage wurde diese also glattgestrichen und mit organischem Material bedeckt. Diese Einlage diente wie eine Magerung im Lehm zur Verringerung des Gewichtes und wirkte vorbeugend gegen Rissbildungen. Darüber wurde eine weitere Schicht Lehm aufgebracht und glattgestrichen. An der Oberfläche sind diverse gerundete, etwa 0,5 Zentimeter breite und maximal ebenso tiefe Kratzspuren erkennbar. Diese stammen vermutlich vom Einebnen der Oberfläche. Durch die Austrocknung des Estrichs zog sich dieser zusammen, und es entstanden Fugen zwischen ihm und den Balken. Trotz pflanzlichem Zuschlag und Trennschicht entstanden zudem Risse. Vermutlich war der Lehm zu wenig gemagert.

Die Auswertung der Jahrringproben zeigte, dass die Balken im Herbst/Winter 1697/98 gefällt wurden. Mangelndes Hinweisen auf einen älteren Zwischenboden ist anzunehmen, dass der Lehmestrich in dieselbe Zeit gehört. Die darin enthaltenen Pflanzenreste wurden im archäobotanischen

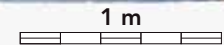
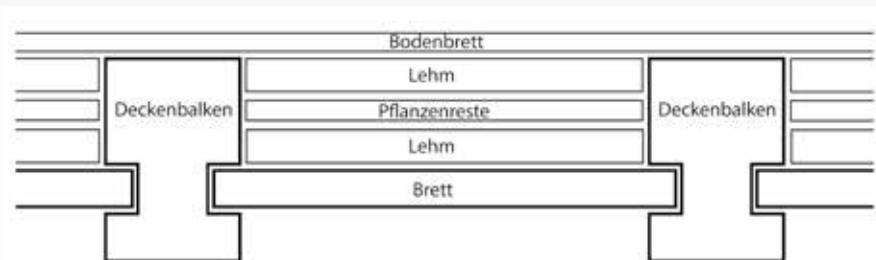
Blick von Nordwesten auf Schloss Binningen. Grün eingefärbt ist der untersuchte Saal.



Freigelegter Streifen
des Lehmstrichs im
Binninger Schloss und
schematischer Aufbau
der Bodenkonstruktion
(unten).

Labor des IPNA der Universität Basel mithilfe des Halbflotationsverfahrens vom Lehm getrennt. Nach der Trocknung bei Zimmertemperatur wurden sie von einer Spezialistin unter dem Binokular bestimmt. Neben einigen Wildpflanzen, überwiegend Samen und Früchten von Unkräutern,

handelt es sich bei der Mehrheit der Pflanzenreste um Abfallprodukte, die beim Dreschen von Hafer, zweizeiliger Gerste und Dinkel entstehen. Diese Getreidearten gehören zu den wichtigsten Nahrungsmitteln der frühen Neuzeit. Gerste und Hafer sind typische Sommer- und Dinkel ein Winter-



getreide. Hafer war neben der Verwendung als Tierfutter auch Bestandteil der menschlichen Ernährung, zum Beispiel in Form von Grütze. Dinkel wurde unter anderem gerne zum Brotbacken verwendet und Gerste zur Herstellung von Bier.

Spannend ist, dass unter den Pflanzenresten neben den Abfallprodukten der Getreideaufbereitung auch Reste von Eichenblättern und Nadeln der Waldföhre vorliegen. Bei beiden Bestandteilen könnte es sich um Abfall handeln, der bei der Entastung von Baumstämmen angefallen ist. Zusammenfassend zeigt sich, dass in erster Linie Material verwendet wurde, das bei anderen Arbeiten als Nebenprodukt angefallen ist.

Anhand archäobotanischer Untersuchungen von Lehmstrukturen in historischen Gebäuden sind somit nicht nur Rückschlüsse auf die damalige Ernährung, Landwirtschaft und Kulturlandschaft, sondern auch Erkenntnisse über die Zusammensetzung dieser Einbauten und die Herkunft ihrer Bestandteile möglich.

Bericht: Lukas Richner

Dendrochronologie: Claudia Spiess, Basel

Archäobotanik: Marlu Kühn, IPNA der Universität Basel

Die Abdrücke auf der Oberfläche des Lehmestrichs sind wohl beim Glatstreichen entstanden.





Fundabteilung

Im Berichtsjahr erhielt unser Team 26 Kisten mit neuem Fundmaterial aus insgesamt 22 Fundstellen. Von weiteren acht Fundstellen kamen vom Grabungspersonal bereits vorinventarisierte Objekte auf direktem Weg ins Konservierungslabor. Obwohl wir uns immer auf viele neue Funde freuen, waren wir in diesem speziellen Jahr nicht unglücklich über diesen im Vergleich mit anderen Jahren moderatem Zuwachs. Trotz der erschwerten Umstände wurden 2020 insgesamt 9557 Funde aus 128 Fundstellen inventarisiert. Zwei grössere Grabungen seien hier hervorgehoben: Reinach, Leiwald mit zwar sehr verwitterten, aber wunderschön verzierten, hallstattzeitlichen Kegelhalsgefässen und Reinach, Baselstrasse mit einer Vielzahl von frühmittelalterlichen Knickwandtöpfen.

Zu Homeoffice-Zeiten entwickelte sich das heimische Treppenhaus zu einem gebührenfreien Fitnessstudio, wenn es galt, Kisten voller Fundmaterial in den vierten Stock hoch zu schleppen. Dass der Partner die Okkupation des Wohnzimmers mit archäologischen Funden geduldig hinnahm, empfand die Schreibende als sehr hilfreich und ermutigte sie dazu, gleich noch die Küche in Beschlag zu nehmen, um drei Mondhornrepliken für die Ausstellung im August herzustellen.

An einem weiteren Homeoffice-Arbeitsplatz wurden 8520 paläolithische Knochenfragmente aus der Kohlerhöhle bei Brislach per Hand angeschrieben! Zudem wurden im Berichtsjahr endlich die zum Teil Jahrzehnte alten Materialproben im Depot systematisch aufgenommen. Nun sind wir alle gespannt, was das nächste Jahr an Herausforderungen bringen wird. Nicht jede Arbeit war für das Homeoffice geeignet, aber gemeinsam haben wir Strategien entwickeln können, die ungebremstes Weiterarbeiten möglich machten.

Christine Gugel

Ein freudiger Moment in anspruchsvoller Zeit: Aus einem Scherbenhaufen wurde wieder ein Ganzes. Das Bijou eines frühmittelalterlichen Knickwandtopfes stammt aus einem Grab in Reinach, Baselstrasse. Zustand nach Abschluss der Restaurierung.



Die aus einer Privatsammlung stammende Lorbeerblattspitze im Fundus der Archäologie Baselland. Länge 22 Zentimeter.

Die Blattspitzen des Solutréen: Meisterwerke der Altsteinzeit

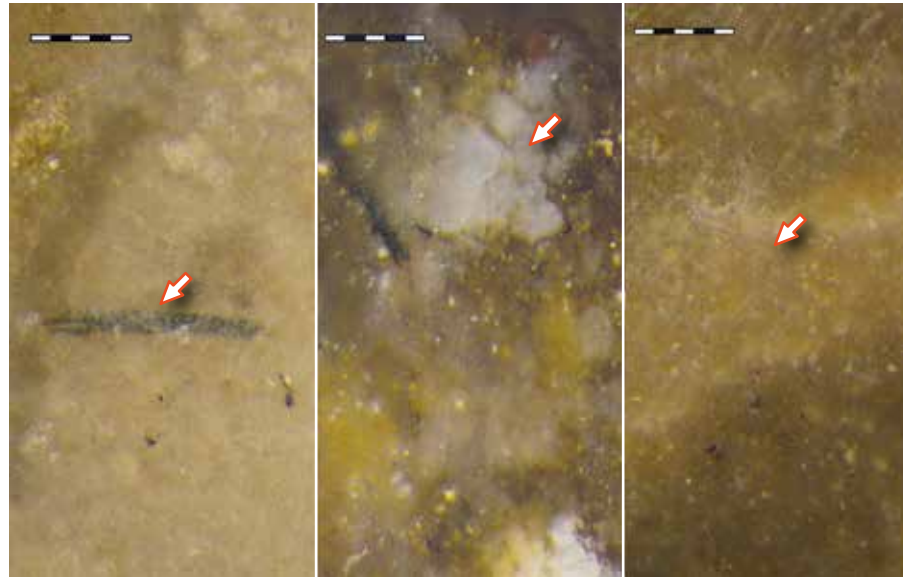
Die Weidenblattspitzen, die Kerbspitzen und insbesondere die extrem grossen Lorbeerblattspitzen aus dem Solutréen gehören zu den eindrucklichsten Silexobjekten des Paläolithikums. Es war deshalb überraschend, als die Archäologie Baselland 2019 in den Besitz eines solch seltenen Prachtexemplars gelangte. Die fast vollständig erhaltene Lorbeerblattspitze stammt aus dem Nachlass eines Sammlers, der leider keine Informationen über die Herkunft dieses ausserordentlichen Objektes hinterlassen hat.

Mit Sicherheit stammt das Stück aber nicht aus der Schweiz. Die altsteinzeitliche Kultur des Solutréen ist nämlich nur in Frankreich, in Nordspanien sowie entlang der spanischen Mittelmeerküste und in Portugal belegt. In der Schweiz sind bisher für diese jungpaläolithische Epoche, die etwa von 21 000 bis 18 000 vor heute dauerte, keine sicheren Nachweise bekannt.

Um trotz den fehlenden Angaben etwas über die Herkunft zu erfahren, wurden vorerst die Ober-

flächen der Lorbeerblattspitze mikroskopisch untersucht. Das Fehlen von Brandspuren sowie die unpatinierten Oberflächen belegen zusammen mit den scharfen und gut erhaltenen Kanten einen beinahe perfekten Allgemeinzustand. Allerdings erlitt das Stück etwa in seiner Mitte einen schrägen,

Makrofotos der Oberfläche zur Bestimmung der Rohmaterialherkunft: inkohltes Holz, Süsswasserschnecke, Wurzelfüllung (vlnr).

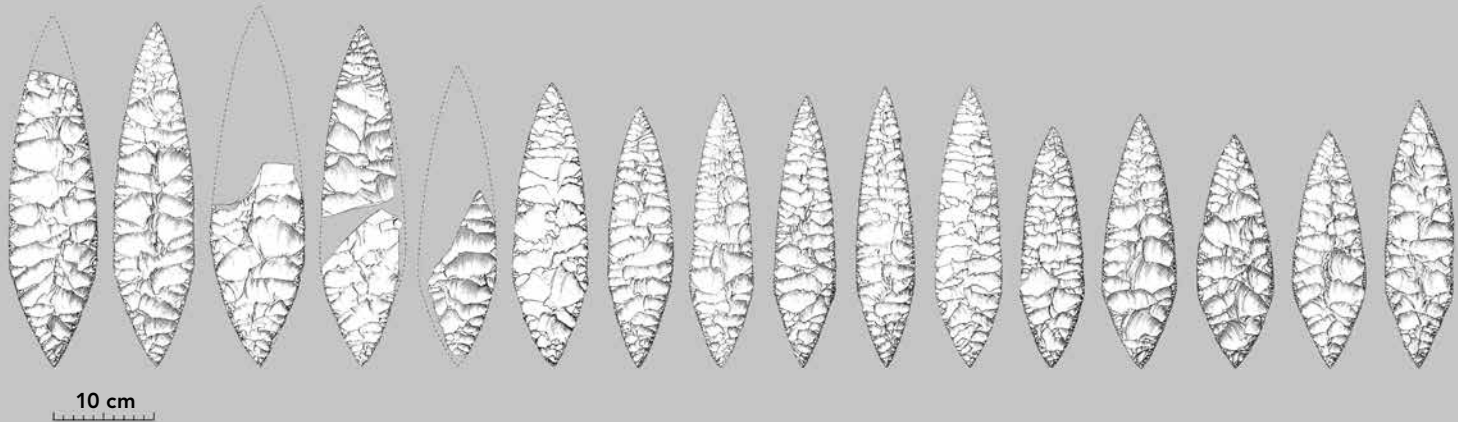


Die 16 überlieferten
Lorbeerblattspitzen
vom Hortfund in Volgu
(nach Jean-Paul
Thevenot 2019).

vermutlich modernen Bruch, der zu einem unbekanntem Zeitpunkt geklebt wurde. Auch waren keine Reste von Abgussmaterial und kein Oberflächenglanz zu erkennen, wie es nach dem Reproduzieren solcher Prunkobjekte oft der Fall ist. Hingegen fanden sich in einigen Schlagnegativen

Sandkörner, die auf die ehemalige Einlagerung des Stücks in einem sandigen Sediment hinweisen.

Danach wurde das Rohmaterial einer mikroskopischen Analyse unterzogen. Dabei stellte sich heraus, dass im feinkörnigen Silex unter ande-

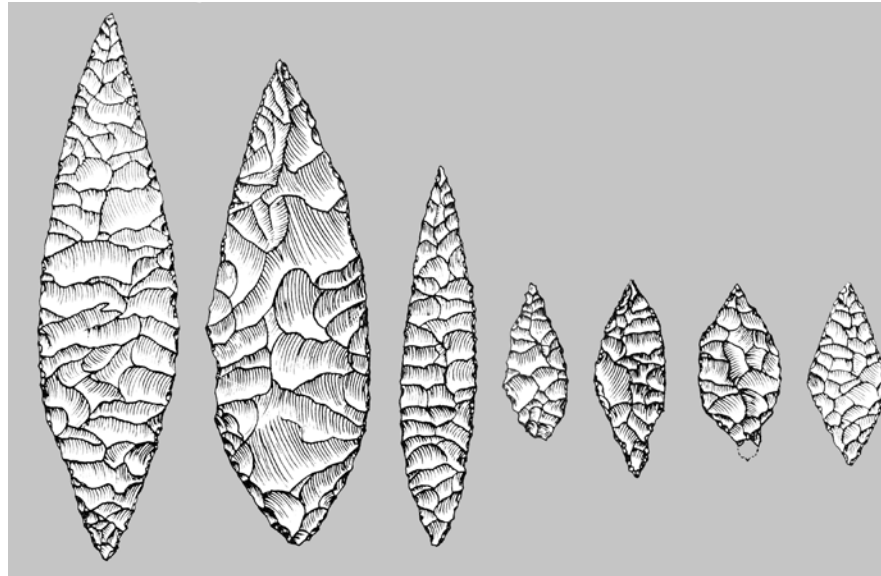


rem zahlreiche Mikrofossilien, Wurzelspuren von Pflanzen und sogar kleine inkohlte Holzfragmente eingelagert sind. Diese Einschlüsse beweisen, dass sich der Silex vor etwa 30 Millionen Jahren in einer ufernahen Süswasserumgebung gebildet hat. Darüber hinaus ist das Fehlen von so genannten Armleuchteralgen von Bedeutung; ein spezielles Merkmal, das zusammen mit den anderen Eigenschaften die Abgrenzung von weiteren Süswassersilex-Arten ermöglicht. All diese Spuren führen schliesslich zur Silexlagerstätte bei Sanilhac-Sagriès im südfranzösischen Département Gard.

Die 22 Zentimeter lange, maximal 7,5 Zentimeter breite und 1,7 Zentimeter dicke Lorbeerblattspitze erinnert auf Grund ihrer Grösse und Form an den einzigartigen, 1874 entdeckten Hortfund von Volgu in Frankreich (Dép. Saône-et-Loire), der kürzlich unter der Leitung von Jean-Paul Thevenot detailliert untersucht und 2019 aufwändig publiziert wurde. An diesem Ort wurde während

des Solutréen ein Ensemble von grossen Lorbeerblattspitzen aufrecht stehend und aneinandergereiht deponiert beziehungsweise versteckt. Es wird vermutet, dass ursprünglich ausser den 16 überlieferten Exemplaren noch weitere Stücke vorhanden waren, die heute jedoch verschollen sind.

Eine Auswahl von Lorbeerblattspitzen aus der namensgebenden Fundstelle Solutré.



Ein Fundplatz am Fuss des markanten Felsen von Solutré ist namengebend für die altsteinzeitliche Kultur (Cédric Michelin).

Es stellt sich deshalb die Frage, ob die Archäologie Baselland womöglich durch Zufall in den Besitz eines dieser verschollenen Volgu-Exemplare gekommen ist. Grundsätzlich, allein aufgrund der Grösse und Form unseres Objektes, ist dies durchaus denkbar. Betrachtet man jedoch die massivere

Form, so wird klar, dass unser Exemplar nicht mit den sehr dünn gearbeiteten Volgu-Spitzen konkurrieren kann. Ein weiterer Aspekt, der gegen eine Herkunft aus Volgu spricht, ist das verwendete Rohmaterial. Die natürliche Lagerstätte bei Sanilhac-Sagriès liegt nämlich weit entfernt von den Lagerstätten der anderen in Volgu nachgewiesenen Silexarten.

Auf der anderen Seite könnten die auf den Abschlagnegativen entdeckten Sandkörner mit dem schluffig-sandigen Sediment korrelieren, das bei den Grabungen in Volgu angetroffen wurde. Das Resultat unserer Nachforschungen ist also widersprüchlich. Aus heutiger Sicht lässt sich die genaue Herkunft beziehungsweise der genaue Fundort der «Baselbieter» Lorbeerblattspitze nicht näher definieren. Und solange die nicht geklärt ist, lässt sich das exklusive Stück auch nicht in die Umgebung seines Fundorts zurückführen.

Bericht: Jehanne Affolter, Jürg Sedlmeier, Reto Marti





Verbreitung der Solutréen-Kultur (rot).
1 Solutré, 2 Volgu,
3 Sanilhac-Sagriès
(Silexlagerstätte)
Die natürlichen Vor-
kommen der in Volgu
nachgewiesenen Silex-
arten sind mit blauen
Punkten markiert
(Karte Natural Earth).

Zwei aussergewöhnliche keltische Münzen aus dem Kanton Baselland

Kaletedou-Sula-Quinar
vom Adler bei Pratteln.

M 2:1 (Inventar der
Fundmünzen der
Schweiz IFS).

Nach der spektakulären Entdeckung des römischen Denar-Hortes auf dem Adler bei Pratteln 2019 (vgl. Jahresbericht 2019, S. 50 ff.) wurden die Prospektionen im Umfeld der Fundstelle 2020 fortgeführt (vgl. S. 96 ff. und S. 100 ff.). Unter den Neufunden befindet sich als einzige keltische

Münze ein so genannter Kaletedou-Quinar – gefunden vom archäologischen Späher Marcus Mohler. Dieser Münztyp ist zwar zahlreich im Hort von Füllinsdorf vertreten (vgl. Jahresbericht 2012, S. 33 f.), doch kein einziges Exemplar dieser Variante.

Auf den ersten Blick fällt auf, dass sowohl der Romakopf der Vorderseite als auch das Pferd der Rückseite – anders als bei den meisten Kaletedou-Quinaren – nach rechts orientiert sind. Bei genauerem Hinsehen wird zudem deutlich, dass der Helm der Roma viel detailreicher als sonst üblich ausgeführt ist; und auf der Rückseite ist die komplette Legende ΚΑΛΕΤΕΔΟΥ in griechischer Schrift wiedergegeben. Die spiegelverkehrten Buchstaben sind am oberen Rand der Münze ohne Unterbrechung zu lesen.

Zu etwas ganz Besonderem wird das Stück aber durch den Schriftzug unterhalb des Pferdes, wo in lateinischer Schrift SVLA (VL ligiert) steht,



ebenfalls spiegelverkehrt und von rechts nach links geschrieben. Dies gibt uns einen eindeutigen Hinweis auf das römische Vorbild. Ohne diesen Schriftzug könnte der Münze nämlich jeder beliebige Denar des 2. Jahrhunderts vor Christus mit Romakopf und Zahlzeichen X (Zehn) zugrunde liegen. So aber wird deutlich, dass es sich um den Denar des Publius Sula, eines Vorfahren des bekannten Dictators Lucius Cornelius Sulla (*dictator* 82–81 v. Chr.), aus dem Jahr 151 vor Christus handeln muss. Damit steht gleichzeitig fest, dass die Prägung der Kaletedou-Quinare erst nach diesem Zeitpunkt begonnen haben kann.

Vom Kaletedou-Sula-Typ sind bis heute nur wenige Exemplare bekannt. Der einzige gesicherte Fundort ist Villeneuve-au-Roi (Dép. Haute-Marne): In einem über 13000 keltische Quinare umfassenden Hort ist eine Variante dieses Typs enthalten. Dass ein mit der Münze vom Adler stempelgleiches Exemplar im Historischen Museum Basel zum 1850 entdeckten Hort von Nun-

ningen (Kt. Solothurn) gehört, ist möglich, aber nicht belegbar.

Eine weitere, nicht weniger aussergewöhnliche Münze wurde 2020 vom ehrenamtlichen Mitarbeiter Daniel Erny in der Gemeinde Rothenfluh

Das Vorbild des Prattler Quinars: Römischer Denar des Publius Sula aus dem Jahr 151 vor Christus. M 2:1 (Universität Tübingen).



Ostgallischer Stater
des Typs Lyra aus
Rothenfluh. M 2 : 1
(Inventar der Fundmün-
zen der Schweiz IFS).

auf einem flachen Höhenrücken namens Bann gefunden. Es handelt sich hierbei um einen keltischen Stater aus einer Gold-Silberlegierung, dem so genannten Elektron. Das schüsselförmige Geldstück zeigt auf der konvexen Vorderseite einen nach rechts blickenden menschlichen Kopf und auf

der konkaven Rückseite eine *biga* (Zweigespann) mit Wagenlenker, die nach rechts fährt. Aufgrund von Darstellung und Stil lässt sich die Münze bei den ostgallischen und oberrheinischen Imitationen des Staters des makedonischen Königs Philipp II. (Regierungszeit 359–336 v. Chr.) einreihen, wie sie auch in der Nordwestschweiz im Umlauf waren. Diese Münzen wurden ungefähr vom letzten Drittel des 2. Jahrhunderts bis zum ersten Drittel des 1. Jahrhunderts vor Christus geprägt.

Zwei Dinge sind beim vorliegenden Stück allerdings ungewöhnlich. Auf der Vorderseite sind dies die beiden parallelen S-förmigen Stirnlocken, was bei den anderen genannten Stateren in dieser Weise nicht vorkommt. Des Weiteren befindet sich unter den Pferden der Rückseite ein Beizeichen, das bis vor kurzem nur von Viertelstateren bekannt war und bisher nicht befriedigend gedeutet ist. In der französischen Literatur findet man seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die Ansprache als



Lyra. In «Der neue HMZ-Katalog» (Bd. 1, 2. Aufl. 2011) wird das Beizeichen beim Stater als «Mohnkapsel mit Samen» (Nr. 1-6A), beim zugehörigen Viertelstater allerdings als «Standarte» (Nr. 1-13) bezeichnet. Überdies ist der dort unter Nr. 1-6A abgebildete Stater meines Wissens die einzige publizierte Parallele zur Münze aus Rothenfluh. Bedauerlicherweise ist der Fundort dieses Exemplars nicht bekannt.

Von der Fundstelle im Bann stammen keine weiteren keltischen Münzen. Es wurden aber zusätzlich einige Bronzemünzen aus der Zeit des Kaisers Augustus (Regierungszeit 27 v. – 14 n. Chr.) und der römischen Republik geborgen, die mit grosser Wahrscheinlichkeit aber nicht in Zusammenhang mit der viel älteren keltischen Elektron-Münze stehen. Ob und in welchem Verhältnis die in nur 2,5 Kilometer Luftlinie entfernte Fundstelle auf dem Wittnauer Horn (Kt. Aargau) mit dem neu entdeckten Fundplatz in Rothenfluh stand, bleibt

abzuklären. Jedenfalls wurden auch dort keltische und römische Münzen gefunden.

Bericht: Michael Nick, Inventar der Fundmünzen der Schweiz IFS, Bern

Ähnliche Münzen wie dieser ostgallische Radstater waren auch in der Region in Umlauf. M 2:1 (Schweizerisches Nationalmuseum).



Pratteln, Adler: Die Fortsetzung

Die verschiedenen
römischen Münzen und
Kleinstensembles vom
Adler.

Bei Suchgängen im Umfeld des römischen Denarhortes auf dem Adlerberg bei Pratteln (vgl. Jahresbericht 2019, S. 50 ff.) fanden die Späher Sacha Schneider, Marco Steingrube, Bruno Jagher, Wolfgang Niederberger und Marcus Mohler weitere Münzen, wovon der bereits erwähnte kel-

tische Kaletedou-Quinar (S. 92 ff.) die älteste ist. Einige Nachzügler lassen sich dem Hort zuweisen, der nun 304 Münzen umfasst. Hinzu kommen in grösserer Entfernung zwei Gruppen von je drei Denaren, die zeitlich dem Spektrum des Hortes entsprechen: einmal eine Münze des Vespasianus (69–79; jeweils Regierungszeit nach Christus) und zwei des Antoninus Pius (138–161), und einmal je eine Münze des Domitianus (81–96), des Hadrianus (117–138) und für Faustina II. (bis 176).

Bemerkenswert ist zudem ein kleines Ensemble von acht frühkaiserzeitlichen Assen, das um die Mitte des 1. Jahrhunderts nach Christus deponiert wurde. An jüngeren Funden sind ein Sesterz des Antoninus Pius, in den Jahren 141–161 für seine verstorbene Gattin Faustina I. geprägt, sowie ein 265–267 ausgegebener Antoninian des Kaisers Gallienus zu nennen. Hinzu kommen zwei spät-römische Prägungen: eine Kleinbronze des Constantinus I. der Jahre 330–337 und eine theodosische Bronzemünze der Jahre 378–388.



Die grosse Zahl von kleineren bis umfangreichen antiken Deponierungen im Bereich des Adlerbergs ist erstaunlich. Diese Konzentration steht einerseits sicher mit dem nahen Verkehrsweg in Zusammenhang, der hier offensichtlich die Rheinebene und das Ergolzthal verband. Andererseits handelt es sich nicht – oder nur zu einem verschwindend geringen Teil – um Zufallsverluste, sondern um absichtliche Deponierungen, sei es, um Vermögen sicher aufzubewahren oder zu verbergen, oder aus rituellen Gründen, die wir im Einzelnen nicht rekonstruieren können. Denkbar sind auch hier Votivgaben, wie wir sie für inzwischen zahlreiche weitere Fundorte auf den Jurahöhen abseits von Siedlungen vermuten können, wie etwa im Falle der Münzfunde von Füllinsdorf, Büechlihu (vgl. Jahresbericht 2012, S. 30 ff.), Ettingen, Witterswilerberg (Jahresbericht 2013, S. 32 ff.) oder Blauen, Chremer (Jahresbericht 2018, S. 52 ff.).

Aber nicht nur römische Münzen kamen zutage! Im Vorgelände der Burg Madeln lagen fünf mittelalterliche, einseitig geprägte Pfennige aus Silber, so genannte Brakteaten, von je rund 0,3 Gramm Gewicht. Zwei wurden unter dem Basler Bischof Gerhard von Wippingen (1310–1325) geprägt und

Emanuel Büchel hält den Adler (Nr. 7) südlich von Pratteln als eindrucksvolle Bergkuppe fest (Kunsthistorische Sammlung, um 1750).



1. das Schloss 2. der Meyenfels 3. das neue Schauwenburger Bad 4. im Thal
5. die Hochwacht 6. das alte Schauwenburger Schloss 7. der Adlerberg.

Die fünf mittelalterlichen Brakteaten (Vorderseiten). M 2 : 1.

zeigen den Kopf des Bischofs von vorn zwischen zwei Rosetten. Ein weiterer Pfennig mit Hahn nach links wird einer Münzstätte im Schwarzwälder Münstertal zugeschrieben. Die Prägung mit dem Löwenvorderteil nach links ist nur schemenhaft erkennbar: Hinter dem Kopf ragt der Schwanz

senkrecht empor. Diese Löwenpfennige werden der Grafschaft Laufenburg unter den Habsburgern zugeschrieben.

Das fünfte Stück zeigt ein Mischwesen, das aufrecht nach links schreitet: Hinten Pfoten, vorne Krallen, ein buschiger Schwanz, ein langer, gebogener Hals mit Zacken, die an die Darstellung von Schwänen oder Drachen erinnern, und ein Vogelkopf. Eingefasst ist er nicht – wie die Motive der anderen vier Pfennige – in einem einfachen Wulstkreis, sondern in einem gestrichelten. Auch diese Prägung wird – mit Vorbehalten – Laufenburg zugeschrieben. Gut zu erkennen ist, dass vier der fünf Münzen mit verbrauchten Stempeln geprägt wurden, lediglich das Mischwesen ist «scharf». Insbesondere der eine Basler Bischof und die Laufenburger Löwenprotome sind sehr flau.

Das kleine Ensemble, vielleicht eine Börse, ging wohl ums Jahr 1320 verloren. Mit Sicherheit gehört es damit in die Nutzungszeit der Burg Madeln, die



im späteren 13. Jahrhundert errichtet sowie beim Erdbeben von Basel 1356 völlig zerstört und nicht wieder aufgebaut wurde. Leider kennen wir kaum Angaben zu Preisen und Löhnen aus dieser Zeit; in Luzern hätte man mit diesen 5 Pfennigen um 1320 etwa ein Mass, also 1,7 Liter, Elsässer Wein kaufen können.

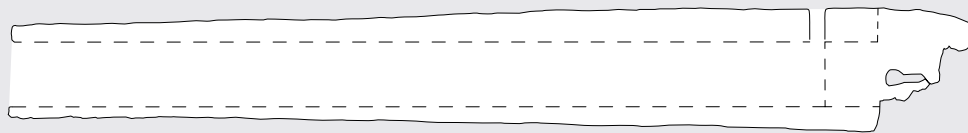
Aus der Neuzeit stammt neben vier Münzen des 18./19. Jahrhunderts ein Münzgewicht von 3,24 Gramm aus Messing für einen ungarischen Dukaten, die von 1527 bis 1808 geprägt wurden und als wertbeständige Goldmünzen sehr beliebt waren. Der ungarische König Ladislaus I. (1077–1095), der 1192 heiliggesprochen wurde, steht frontal mit Rüstung, Mantel und Krone zwischen den Buchstaben H und D, die Abkürzung für *Hungariae Ducatus* (Dukat Ungarns). In der Linken hält er den Reichsapfel und in der Rechten die lange ungarische Reiteraxt. Die Form des Münzgewichts und die Signatur CKW auf der Unterseite lassen vermuten, dass es Teil einer Münzwaage

des 17./18. Jahrhunderts aus der Umgebung von Nürnberg oder aus den Niederlanden war.

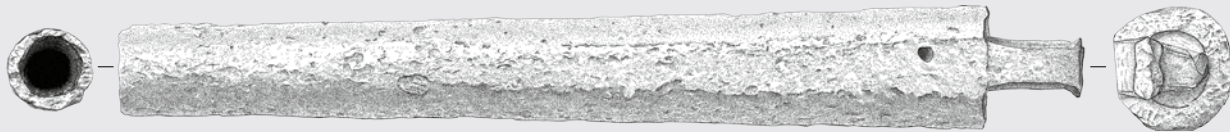
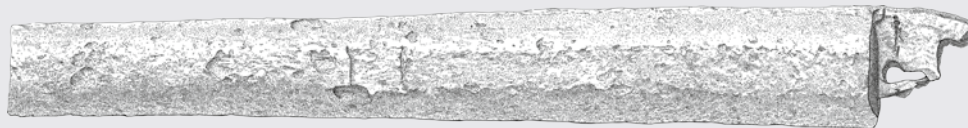
Bericht: Rahel C. Ackermann und Markus Peter
Inventar der Fundmünzen der Schweiz IFS

Das Münzgewicht für einen ungarischen Dukaten (Vorder- und Rückseite). M 2 : 1.

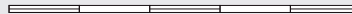




Pratteln, Adler.
Das neu entdeckte
Handrohr hat einen
vorne runden, hinten
leicht achtkantigen
Lauf. Die durchge-
hende Bohrung ist
am hinteren Ende
exakt auf Höhe des
Zündlochs mit einem
verschweissten
Zapfen verschlossen,
der in einer Art Haken
endet. Gesamtlänge
27,5 Zentimeter
(Sarah Schäfer).



10 cm



Handrohr, Baselard und Rugger – spät- mittelalterliche Waffen vom Adler

Der Fund eines Handrohrs im Jahre 2015, im Umfeld der Burgruine Pfeffingen, erregte ziemliches Aufsehen. Es ist eine der ältesten bekannten Schusswaffen aus dem Gebiet der heutigen Schweiz. Das nur 14 Zentimeter lange seltene Stück, das aus einem geschmiedeten, gefalteten und seitlich verschweissten Eisenstück gefertigt wurde, war rückseitig mit einem Pfropf verschlossen. Es präsentiert sich sehr urtümlich und datiert zweifelsohne noch ins 14. Jahrhundert.

Fünf Jahre später fand nun Wolfgang Niederberger im Rahmen von systematischen Prospektionen im Umfeld des Adlerbergs ein weiteres Handrohr. Dieses ist schon deutlich elaborierter: Mit einer Lauflänge von 24,8 Zentimetern war es bestimmt um Einiges zielsicherer. Der Lauf mit einem Kaliber von etwa 18 Millimetern ist gebohrt und besitzt am hinteren Ende eine haken- oder ösenartige, leider nicht vollständig erhaltene Konstruktion, die eine solide, vielleicht sogar bewegliche Montage der Holzschäfte ermöglichte.



Diese Elemente sprechen für eine etwas jüngere Zeitstellung, wobei gut datierte Vergleiche rar sind. Der Prattler Neufund dürfte etwa ins spätere 14. oder frühe 15. Jahrhundert datieren.

Es stellt sich natürlich die Frage, wie denn ein derart seltenes Objekt auf dem Adlerberg verloren ge-

Das 2015 entdeckte Pfeffinger Handrohr gehört aufgrund seiner Grösse und Machart zu den ältesten Exemplaren dieses Typs.



Die Bauernwehr vom Adlerberg. Typisch am «Rugger» sind der geschwungene schliessende massive Knauf und der seitliche «Wehrnagel».

gangen sein könnte. Ein Zusammenhang mit der Burg Madeln zuoberst auf der Anhöhe ist eher unwahrscheinlich, denn diese wurde beim Erdbeben von Basel 1356 zerstört und zerfiel anschliessend.

Interessanterweise ist das Handrohr nicht die einzige Waffe, die im Rahmen der Prospektionen am

Adlerberg zum Vorschein gekommen ist. Bruno Jagher, Wolfgang Niederberger und Sacha Schneider fanden im Rahmen ihrer Prospektionen nämlich noch einen Dolch, zwei Dolchmesser und eine so genannte Bauernwehr, die aufgrund stilistischer Merkmale ins 14./15. beziehungsweise ins 15. bis frühe 17. Jahrhundert zu datieren sind.

Die massiven Messer sind einerseits eine Reaktion auf die laufend optimierte Panzerung der Ritter, die einen zunehmend besseren Schutz gegen Schwert und Lanze bot. Im Nahkampf versprach der gezielte Stich mit einer kräftigen, kurzen Klinge mehr Erfolg. Andererseits waren zweischneidige Waffen ein Privileg des Adels und seiner kriegsführenden Entourage, weshalb sich die übrige Bevölkerung mit einschneidigen Messern ausstattete, die zum Teil durchaus zum Kampf taugten. Die im 15. Jahrhundert aufkommende «Bauernwehr», im Volksmund «Rugger» genannt, ist ein typisches Beispiel hierfür. Sie ist im Prinzip ein grosses, einhändig geführtes Messer mit starkem Griff, an dem ein zusätzlicher seitlicher Nocken, der «Nagel», Schutz vor einer gegnerischen Klinge bot.



Die einzige zweischneidige Klinge könnte durchaus zu einem «Schweizerdolch» gehört haben, der basierend auf Formen des 14. Jahrhunderts im 15. Jahrhundert entwickelt wurde. Die beiden kräftigen Dolchmesser mit ihren gekrümmten Parierstangen sind formal eng mit diesem verwandt.

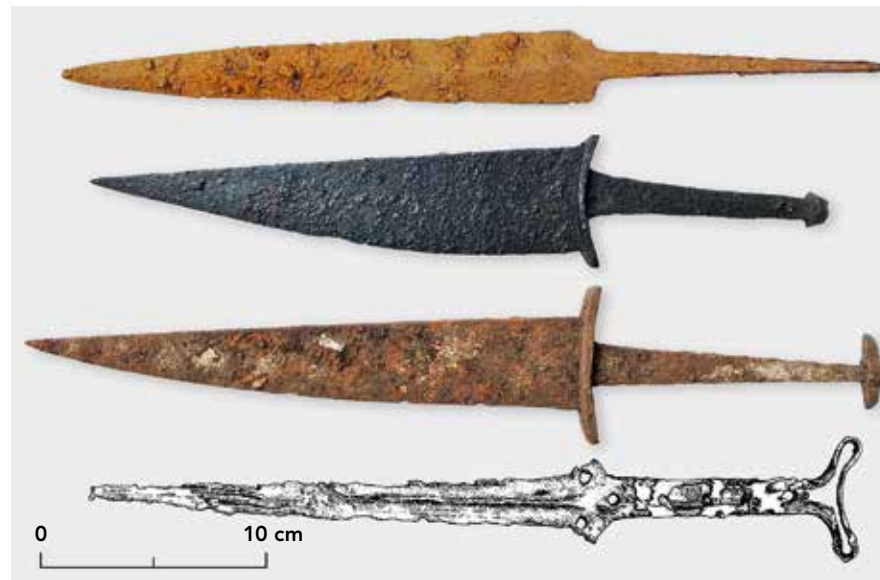
Basel war im 14. Jahrhundert ein regelrechtes Produktionszentrum für Dolche und Dolchmesser. Im berühmten Archiv des Florentiner Kaufmanns Francesco Datini tauchen diese um 1375 explizit als «Baselarde» auf, andernorts in Europa ist von «Beseler», «Basilard», «Bazelaire» oder schlicht «Baslermesser» die Rede, selbst wenn sie mittlerweile auch aus weiteren Städten kamen. Die Forschung verbindet den Basilard in der Regel mit einem anderen Dolchtyp. Doch vor dem Hintergrund einer mittlerweile stattlichen Zahl von regionalen Funden der hier vorliegenden Art fragt sich mehr und mehr, ob diese enge Zuweisung richtig ist.

Waffen sind kostbar und gehen in der Regel nicht «einfach so» verloren. Auch wenn die am Adlerberg gefundenen unterschiedlich alt sind, wäre es

deshalb denkbar, dass sie in einem einzigen Ereignis abhanden kamen. Ein Zusammenhang etwa mit dem Einfall der Armagnaken 1444 oder dem Schwabenkrieg 1499 ist theoretisch möglich, wenn auch vorderhand kaum schlüssig zu beweisen.

Bericht: Reto Marti

Der mutmassliche «Schweizerdolch», die beiden Dolchmesser und ein heute als «Basilard» bezeichneter Dolchtyp von der Frohburg (unten).





Die am Wartenberg entdeckten Gussmarken, dokumentiert durch die Finder bei der Entdeckung (Jean-Luc Doppler).

MuttENZ, Wartenberg: eine Handvoll «Gussmarken»

Am Fuss des Wartenbergs fanden die ehrenamtlichen Mitarbeiter Valentin Allemann, Jean-Luc Doppler und Wolfgang Niederberger im Waldboden 29 so genannte Gussmarken aus einer Bleilegierung. Alle Exemplare sind einseitig verziert und nur wenig korrodiert. Einige sind Fehlgüsse und Halfabrikate, bei denen die ausgelaufenen Ränder und die Gusskanäle noch nicht entfernt wurden. Die meisten sind rund und tragen einfache lineare Muster, Rädchen, Sterne oder Gitter.

Besonders bemerkenswert sind zwei runde und zwei ovale Blättchen: Mittelgrat, Umriss und die Blattnerve sind erhaben ausgearbeitet, die Fläche ist meist ausgefüllt, stellenweise aber auch durchbrochen. Ein rundes Stück sticht völlig heraus: Die kleine, wie alle anderen in einer geschlossenen Form gegossene Marke ist sorgfältig überarbeitet. Auf der Vorderseite ist ein kleiner Vogel mit gefächertem Schwanz und gebogenem Schnabel

zu erkennen, der nach rechts gewandt auf einem nackten Zweig sitzt. Nach der Machart und der Qualität des Motivs zu schliessen wurde dieses Exemplar kaum zusammen mit den anderen hergestellt. Es passt jedoch bestens zu weiteren Marken mit Tierdarstellungen, wie man sie zum Beispiel in Burgdorf (Kt. Bern) gefunden hat.

Gussgleiche Stücke aus Holzformen. Beim linken Paar war in der Form rechts unten beim zweiten Guss ein Feldchen ausgebrochen. M 1:1.



Besondere Motive:
 Vier Blättchen und ein
 Vögelchen. M 1 : 1.

Wie sind diese Stücke zu datieren? Die drei Burgen auf dem Wartenberg wurden alle im Laufe des 15. Jahrhunderts aufgegeben. Leider gibt uns der Fundkontext keinen Hinweis. Vergleichbare Stücke stammen aus dem Spätmittelalter oder der frühen Neuzeit. Vermutlich setzte man derartige

Marken in der Administration als «Quittungen» oder als Berechtigungsnachweis ein. Bekam vielleicht ein Bauer der Umgebung solche ausgehändigt, wenn er zum Beispiel Zehntenhühner in der Burg ablieferte, damit er später belegen konnte, dass sein Soll erfüllt war? Zwei ganz ähnliche, leider aber nicht gussgleiche Marken wurden unter einem Bretterboden an der Burggasse 8 in Muttenz gefunden – im ältesten noch aufrecht stehenden Haus der Region, errichtet 1417/18 (vgl. Jahresbericht 2016, S. 78 ff.). Verschiedene Hinweise deuten darauf hin, dass hier, am direkten Weg hoch zu den Wartenbergburgen, ein Handwerker wohnte.

Drei Punkte machen den Neufund zu etwas ganz Besonderem: Erstens haben wir ein zusammengehöriges Ensemble vor uns, das aus wenigen Typen besteht und in dem auch Fehlgüsse beziehungsweise wohl Halbfabrikate vertreten sind; einige stammen sogar aus denselben Matrizen. Diese Stücke



waren wohl gar nie im Umlauf. Zweitens lässt sich feststellen, dass die meisten der Gussformen und ihre glatten Gegenplatten aus Holz gefertigt waren; die Maserung zeichnet sich deutlich ab. Je nachdem, wie stark die Form geschlossen war und wie gut sich das flüssige Metall verteilte, entstand eine einseitige Marke oder eine solche im Gitterguss. Bei gussgleichen Objekten erkennt man zudem, dass im Lauf der Herstellung kleine Teilchen der Formen ausgebrochen sind: Wir können somit feststellen, welches unserer Stücke zuerst hergestellt wurde!

Und drittens stammen die Funde aus dem Umfeld dreier Burgen. Dies ist in der Schweiz kein Einzelfall: So kamen etwa bei Prospektionen bei der Unteren Burg in Küssnacht am Rigi (Kt. Schwyz) 13 sehr unterschiedliche Gussmarken zum Vorschein. Dies bestärkt unsere Annahme, dass diese Plättchen in der lokalen oder regionalen Verwaltung verwendet worden sind. Stehen unsere Objekte

tatsächlich mit den Burgen auf dem Wartenberg in Zusammenhang, datieren sie spätestens ins 15. Jahrhundert.

Bericht: Rahel C. Ackermann, Inventar der Fundmünzen der Schweiz IFS

Zwei vergleichbare Gussmarken aus dem ältesten noch aufrecht stehenden Haus von MuttENZ (Burggasse 8). M 1:1.





Therwil, Kirchrain 6/8.
Kachelfragment mit
dem Schwanz eines
Drachens (links) und
Vergleichsfund von der
Freien Strasse 11 in
Basel (Historisches
Museum Basel,
Philippe Saurbeck).

Hochwertiges aus Therwil: Bemerkungen zu einigen Kachelfunden

Das Haus Kirchrain 6/8 wurde 2018 renoviert und zuvor umfassend untersucht. Eine dendrochronologische Untersuchung der hölzernen Bauteile ergab, dass die Bäume für einen erheblichen Teil der Ständer und Deckenbalken im Herbst oder Winter 1543/44 gefällt worden sind (vgl. Jahresbericht 2018, S. 66 ff.). Im Boden unter der nicht unterkellerten Küche ist man zudem auf einige Fragmente von Ofenkacheln gestossen, alle mit einem Relief versehen und grün glasiert. Sie sind wohl aus dem 15. Jahrhundert und somit älter als das Haus.

Zwei Kachelfragmente haben das vom 15. bis ins 17. Jahrhundert weit verbreitete und damals sehr gebräuchliche Rautenmuster. Es ist ein Rapport- oder Tapetendessin, bei dem die Kacheln endlos zusammengesetzt werden können. Im Neuen Wettsteinhaus in Riehen steht ein grossartiger Turmofen mit diesem Dekor vermutlich aus einer Umbauphase von 1662. Das Muster gibt es in mehreren abweichenden Varianten.

Ein weiteres Kachelfragment hat ein geometrisches Tapetenmuster mit ineinander verschach-

telten Acht-, Sechs- und Vierecken. Damit das ganze Ornament erkennbar wird, müssen mehrere dieser Kacheln aneinandergereiht werden. Die geometrischen Figuren sind ausgefüllt mit Blättern und Blüten. Auch diesen Dekor gibt es in unterschiedlichen Varianten, und es ist eben-

Der Kirchrain mit dem untersuchten Gebäude links auf einer alten Fotografie von 1922, Blick vom Kirchturm (Museum Therwil).



Kachelfragment mit
Sittich auf einer Astranke
und Vergleichsfund aus
Kaiseraugst (Susanne
Schenker, Augusta
Raurica).

falls weit verbreitet. Zudem wurde es über eine lange Zeit angefertigt, wobei die Ausführung auf der Therwiler Kachel recht altertümlich und eher grob anmutet. Auf Schloss Wildenstein ob Bubendorf steht ein Turmofen mit diesem geometrischen Tapetenmuster, der ins Jahr 1638 datiert ist.

In Therwil fand man auch reliefierte Ofenkacheln mit figürlichen Darstellungen. Auf einem Fragment erkennt man den Kopf eines Vogels und die Ranke eines Zweigs. Eine vollständige Kachel mit demselben Motiv ist in Kaiseraugst beim Abbruch eines Ökonomiegebäudes an der Dorfstrasse 35 zum Vorschein gekommen. Der Vogel mit dem langen Schwanz ist wohl ein Papagei oder Sittich. Eine Astranke mit Blüten windet sich um ihn herum. Die Kachel von Kaiseraugst und jene von Therwil stammen vermutlich aus der gleichen Werkstatt.

Schliesslich gibt es noch ein ganz dürftiges Fragment, das aber einem grossen Themenkreis zugeordnet werden kann: den Fabelwesen. Beim Abbruch des Hauses Freie Strasse 11 in Basel im Jahr 1902 fand man eine vollständige Kachel mit dem gleichen Motiv, allerdings spiegelbildlich gekehrt. Es ist ein feuerspeiender Drache mit «Schildkrötenpanzer» (Flügel?) und einem geringelten



Schwanz. Ein typgleiches Stück wurde auch bei den Ausgrabungen auf dem Laufner Rathausplatz entdeckt. Solche Fabeltiere faszinierten die mittelalterliche Bevölkerung, und man glaubte auch an deren Existenz.

Ofenkacheln mit figürlichen Darstellungen gehören zum gehobenen Bestand von Kachelöfen des 15. Jahrhunderts. Die Neufunde aus Therwil gehörten gewiss zu mehr als einem Ofen. Über ihre Herkunft weiss man nichts. Zweifellos stammen sie aus einem Haus von vermögenden Bauherren aus der dörflichen Führungsschicht. Im 13. Jahrhundert wird in Therwil ein Rittergeschlecht erwähnt, das wohl im abgegangenen Weiher Schloss wohnte. Dieses lag aber 250 Meter von der Fundstelle entfernt (vgl. Jahresbericht 2017, S. 114 ff.). Im Dorf nahe bei der Kirche ist schon im Mittelalter mit einem Pfarrhaus zu rechnen. Ausserdem hatten das Kloster Reichenau und die Grafen von Thierstein Besitz in Therwil und somit wohl auch

einen Verwalter oder Meier mit einem eigenen Hof. Doch über das alte Therwil wie überhaupt über die ländlichen Siedlungen in der Zeit vor 1500 ist noch recht wenig bekannt.

Bericht: Kaspar Egli, Metzlerlen

Kachelfragmente mit Rautenmuster (links) und mit unterteiltem geometrischem Muster (rechts).



Ein Eisenbarren aus Wintersingen: eines unter vielen Pfunden

Wintersingen, Im Holmig 4. Gewicht in Form eines Eisenbarrens, der drei Messingpfunden entspricht.

Das Wort Pfund kommt vom lateinischen *pondus* und bedeutet Gewicht. In der Herrschaft Basel gab es in der Neuzeit gleich fünf verschiedene Pfunde, die um gut 25 Gramm variierten: Das Apotheker-, das Silber-, das leichte und das schwere Eisen- sowie das Messingfund. Letzte-

res wurde auch ‚Safrangewicht‘ genannt und entspricht exakt 480,23 Gramm. Verwendet wurde es unter anderem von Gewürz- und Seidenkrämern. Die Normgewichte des Messingfundes kamen in Form von Einsatzgewichten aus Bronze bis hin zu Eisenbarren vor.



Ein solcher Barren wurde bei einem Umbau im Dachstock der Liegenschaft Im Holmig 4 in Wintersingen gefunden. Er besitzt die Ausmasse von ungefähr $5 \times 5 \times 13$ Zentimetern und wiegt 1443 Gramm, was etwa drei damaligen Messingpfunden entspricht. Dass es sich um drei Pfunde handelt, bezeugt die entsprechende Anzahl an Kerben auf der Oberseite des Objekts. Neben diesen Marken weist der Barren zwei stark abgenutzte oder undeutlich eingeprägte Stempel auf, einen Baslerstab und eine schematisch dargestellte Lilie. Letzteres ist das Symbol der Safranzunft. Dieser stand das Recht zu, alle mit ihrem Stempel gezeichneten Gewichte, die im Umlauf waren, periodisch zu prüfen.

1875 schlossen sich 17 Unterzeichnerstaaten – darunter auch die Schweiz – in der «Internationalen Meterkonvention» zusammen, um einem einheitlichen und allgemein gültigen Masssystem basierend auf «Meter» und «Kilogramm» zum Durchbruch zu verhelfen. Die neuen, auf Schweizer

Bundesebene gesetzlich verankerten Gewichtseinheiten brachten die verschiedenen Pfunde zum Verschwinden.

Bericht: Lukas Richner

Bechergewicht aus Bronze, das gesamt-haft vier Messing-pfunden entspricht (Historisches Museum Basel, Maurice Babey)





Konservierungslabor

Das Jahr 2020 war für uns alle ein sehr spezielles, mit ganz neuen Herausforderungen. Auch im Konservierungslabor mussten aufgrund der Homeoffice-Empfehlung kreative Lösungen gefunden werden. Grosse Restaurierungen mit Geräteaufwand blieben erst mal liegen, und Mitarbeitende erhielten die Möglichkeit, archäologische Funde nach Hause auszuleihen und dort zu bearbeiten. Römische Münzen, ein gläserner Sturzbecher, Keramikgefässe und dergleichen wurden auf diese Weise restauriert.

Das Team hat diese Herausforderung grossartig gemeistert, und an der Stelle möchte ich mich ganz herzlich für die zur Verfügung gestellten Küchentische und Wohnzimmer bedanken. Trotz allen Beeinträchtigungen wurden im Berichtsjahr 1100 Funde restauriert und 30 Objekte geröntgt. Zudem hat die digitale Dokumentation grosse Fortschritte gemacht. Neu ist es möglich, Zustandsfotos ohne grossen Aufwand direkt mit dem Restaurierungsbericht in der Datenbank zu verlinken.

Durch die spezielle Situation ist leider ein Grossteil der Öffentlichkeitsarbeit ausgefallen. Gerade noch Glück hatten die Kinder von «Mein Museum» im Januar, ebenso die Ausstellung zu den «Mondhörnern» im Museum.BL, die zwischen den beiden Pandemiewellen regulär gezeigt werden konnte und vom Labor konservatorisch betreut wurde.

Tatkräftige Unterstützung hat das Konservierungslabor im Sommer durch die Zivis Damian Derungs, Luca Schäfer und Janik Bruschi erhalten. Melanie Frey, sonst für die Volkskundesammlung tätig, unterstützte uns kurzfristig mit 30 Stellenprozenten. Wir freuen uns zudem, Anna Schuh, die eben ihr Restaurierungs-Studium in Bern abgeschlossen hat, als neue Mitarbeiterin im Team begrüssen zu dürfen.

Silvia Kalabis

Silvia Kalabis im Homeoffice, bei der Restaurierung eines Keramikgefässes aus der frühen Eisenzeit.

Schmuck wie in der Steinzeit

Unter Laura Caspers
Aufsicht bearbeiten
Kinder Speckstein.

Am 8. Januar, gerade noch rechtzeitig vor dem Beginn der Covid-Beschränkungen, kamen 15 Kinder im Alter zwischen acht und zwölf Jahren ins Konservierungslabor, um dort im Rahmen des Angebots «Mein Museum» nach originalen Vorbildern Steinzeitschmuck zu basteln. Betreut wurde

die Kinderschar, in drei Gruppen aufgeteilt, von Laura Caspers (Archäologin), Roberto Mazzucchelli (Sammlungstechniker) und Silvia Kalabis (Leiterin Konservierungslabor). Drei unterschiedliche Stationen boten jeweils neue Einblicke in historische Techniken und die Möglichkeit für die Kinder, steinzeitliche Halsketten mit verschiedenen Anhängern zusammenzustellen.

An der ersten Station wurden Muscheln durch Reiben auf rauen Steinoberflächen mit Löchern versehen, um diese auf ein Lederband auffädeln zu können. Hierzu gibt es originale Vorbilder, und über die experimentelle Archäologie ist die verwendete Methode nachgewiesen. Die gelochten Muschelschalen konnten die Kinder anschliessend nach Herzenslust farbig bemalen. Darüber hinaus ahmten sie mit lufttrocknender Modelliermasse



(Fimo) Keramikperlen nach und liessen dabei ihrer gestalterischen Fantasie freien Lauf.

Station zwei widmete sich ganz dem Thema Speckstein. Hier wurde geschnitzt und sandgestrahlt. Dabei wurde der weiche Stein in alle möglichen Formen gebracht und mit einer Vielfalt von Mustern versehen. Schleifsteine und Werkzeuge unterschiedlichster Art kamen hier zum Einsatz.

An Station Nummer drei konnten die Kinder mit dem ausgeklügelten Steinzeitbohrer experimentieren, um Lederstücke zu lochen. Der grösste Spass war es, selber Hand an das prähistorische Gerät zu legen und dabei zu erfahren, was für ein Aufwand früher betrieben werden musste – für etwas, das heute mit der elektrischen Bohrmaschine ganz einfach und schnell gehen würde.

Am Ende des Tages nahmen alle Kinder kleine Kunstwerke mit nach Hause, die auch schon in der Steinzeit ein Hingucker gewesen wären.

Bericht: Silvia Kalabis, Laura Caspers, Roberto Mazzucchelli

Roberto Mazzucchelli demonstriert den Steinzeitbohrer mit vollem Einsatz.



Blockbergungen in Reinach – erste Erkenntnisse und Lehren

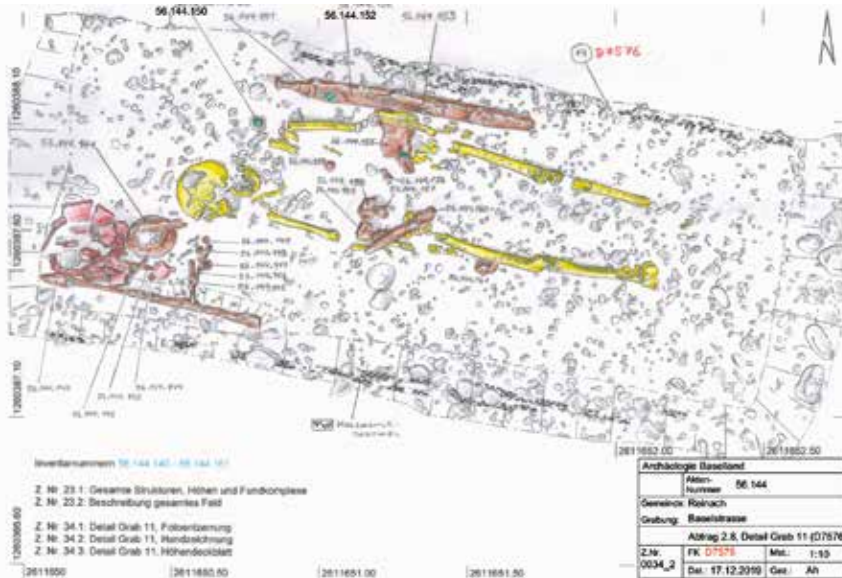
Auf der Feldzeichnung von Grab 11 ist die Lage der Beigaben detailliert festgehalten.

In der Grabung Reinach, Baselstrasse kamen im Winter 2019/2020 16 frühmittelalterliche Gräber zu Tage. Unter winterlichen Bedingungen und einem gewissen Zeitdruck wurden die Bestattungen mit ihren zahlreichen Beigaben gesichert. Wie in solchen Fällen üblich, wurden wichtige

Ensembles in insgesamt 29 grösseren und kleineren Blöcken mitsamt dem umgebenden Erdreich geborgen (s. Jahresbericht 2019, S. 54 ff. und S. 126 ff.). Im Kühlraum gelagert und ab und zu kontrolliert, um eine Austrocknung oder Schimmelbildung zu verhindern, liegen die Blöcke nun zur detaillierten Freilegung bereit, priorisiert nach der Fragilität der Funde.

Eine Blockbergung hat den Vorteil, dass komplexe Fundansammlungen oder heikle Objekte im Labor unter optimalen Bedingungen untersucht werden können. Bei guten Bodenbedingungen sind auch viele organische Reste – wie Holz, Textilien, Fell und Leder – erhalten, vor allem in mineralisierter Form um die Metallobjekte. Diese Reste der Bekleidung und weiterer Beigaben können unter Laborbedingungen viel besser analysiert werden.

Als erstes wurde Grab 11 bearbeitet: ein Männergrab. Dem Toten wurde ein Langschwert, eine so genannte Spatha mit schön verzierter Schwertscheide, und weitere Gegenstände wie Lanze, Kurzschwert (Sax), Schild, Keramikgefäss und



eine Gürtelgarnitur mit Tasche samt Inhalt beigelegt. Insgesamt 27 Inventarnummern wurden für dieses Grab vergeben und zur Bergung zwei grosse Erdblöcke und ein kleinerer herausgearbeitet, nebst einzelnen Funden, die dem Grab direkt entnommen wurden.

Block 1 mit Spatha und Gürteltasche samt Inhalt war das grösste Präparat. Schon auf der Grabung waren die Verzierungen auf der Holzscheide sichtbar. Auffällig sind drei Schnurstränge, die auf der Oberseite der Scheide appliziert worden waren. Die eingehendere Betrachtung liess auch versilberte

Detail des Bereichs mit der verzierten Spathascheide (links) und die Spatha im Labor: die Bruchstellen haben sich zum Teil geöffnet.



**Erdblock mit Lanzen-
spitze, Teilen des Schild-
des und Keramikgefäss:
Die Fragmente haben
sich trotz Gipsbandagen
weiter gelockert.**

kleine quadratische Beschläge aus Bronze erkennen, die vermutlich den ledernen Tragriemen der Spatha verziert hatten. Generell gab es viele mineralisierte organische Reste. Sie sind lediglich durch den direkten Kontakt mit Metall in dieser Form erhalten geblieben und finden sich deshalb

nur unmittelbar an entsprechenden Objekten. All diese Befunde werden mittels Fotos und Kartierung dokumentiert und zu einem späteren Zeitpunkt von Experten analysiert.

In Block 2 lag die Lanzen spitze vom Kopfende des Grabes zusammen mit den eisernen Schildresten – Schildbuckel und Eisenbänder – sowie ein Knickwandtopf mit Henkel und Ausguss. Der kleinere Block 3 enthielt das Kurzsword und einen Gürtelbeschlag.

Bei der Freilegung im Labor zeigten sich leider auch unvorteilhafte Aspekte der Blockbergung, die in erster Linie mit den Bodenverhältnissen zu tun haben. Die Reinacher Gräber wurden in eine Schotterterrasse der Birs eingetieft. Es gab deshalb sehr viele Kieselsteine, der Boden war locker und mit Wurzeln durchzogen. Diese steinige Unterlage ist für Objekte, die in einem grossen Block liegen, gefährlich, denn bei Trocknung und Transport lockern sich diese Steine. Die Gegenstände liegen dann nicht mehr auf einem festen Bett, sondern geraten ins Rutschen und drohen zermalmt zu



werden. Um dem entgegenzuwirken, wäre neben einer noch festeren Gipsbandage eine massivere Schicht des Unterbodens nötig, um die Stabilität des Blockes zu verbessern. Dies wiederum würde aber auch das Gewicht massiv erhöhen und den Transport noch schwieriger gestalten. – Bei erdreichem Boden ohne Kies ist alles viel einfacher. In diesem Fall können Blöcke sogar gedreht und später von der Unterseite her freigelegt werden. Dazu muss man zuvor lediglich die Fundoberseite polstern.

Die geschilderten Probleme haben eine detaillierte Freilegung der Objekte aus Grab 11 erheblich erschwert. Es drängt sich eine schnelle Entnahme aus der rutschenden Umgebung auf. Zudem waren neue Bruchstellen und Verlagerungen zu beobachten. Es stellt sich deshalb die Frage, ob Kiesböden wie in Reinach überhaupt für Blockbergungen geeignet sind. Wie gross dürfen die Blöcke sein? Oder wäre allenfalls eine direkte Entnahme weniger belastend, auch für grössere Funde? Welche Konsequenzen hätte dies für die organischen Reste aus dem Umfeld der Metallobjekte? Erfahrungen

wie die hier aufgeführten sind für uns wichtig, um die Fundbergung im Hinblick auf zukünftige Feldeinsätze weiter optimieren zu können.

Bericht: Nicole Gebhard

Der kleinere Block aus Grab 11 enthielt das Kurzschwert und einen Gürtelbeschlag. Auch hier gab es nachträgliche Bewegungen.





Reinach, Baselstrasse.
Der fertig restaurierte
gläserne «Sturzbecher»
aus einem Kindergrab
des 6. Jahrhunderts.
Höhe 10,5 Zentimeter.

Glas vom feinsten – die Restaurierung einer Beigabe aus einem Kindergrab

Die Ausgrabungen an der Reinacher Baslerstrasse (vgl. S. 118 ff.) brachte 16 frühmittelalterliche Körpergräber sowie eine spätbronzezeitliche Urne zum Vorschein. Bestattet waren hier neun Männer, zwei Frauen und vier Kinder aus einer gehobenen Gesellschaftsschicht. Ein weiteres Grab war nur in Resten erhalten.

Das vermutlich jüngste Kind dieser Gruppe wurde nebst Perlen noch mit einer weiteren aussergewöhnlichen Grabbeigabe ausgestattet. Zu seinen Füßen lag ein Knickwandtopf, in dem sich ein wunderschönes Glasgefäss befand: ein durchsichtig bläulichgrüner «Sturzbecher» mit einer weissen Fadenauflage. Beide Gefässe sind im Laufe der Jahrhunderte unter der Last des Erdreichs zerbrochen. Als Block geborgen und so die Position der Scherben gut bewahrt, gelangten die beiden ins Konservierungslabor.

Im Labor hatten die Restauratorinnen das Vergnügen, das vorgelegte Paket auszupacken. Die Gefässe wurden Stück für Stück von der Erde befreit und geborgen. Die Lage jedes einzelnen Frag-

ments wurde äusserst genau dokumentiert, damit keine für die Zusammenführung der Gefässe relevanten Informationen verloren gingen.

Die freigelegten Glasscherben wurden sorgfältig mit Wattestäbchen und einer Mischung aus Wasser

Der mit Gipsbandagen geborgene Block mit Knickwandtopf und darin liegendem Glasbecher.



Die Fundlage der Glasscherben – hier in noch ungereinigtem Zustand – wird fotografisch sorgfältig dokumentiert.

und Ethanol gereinigt. Die feinen Linien, vergleichbar einer filigranen Marmorierung, die durch den Herstellungsprozess mittels Blasen und Ziehen entstanden sind, kamen so langsam zum Vorschein. Auch die weisse Fadenauflage, die noch im heißen Zustand auf dem geblasenen Glas aufgebracht wurde, und die dabei entstandene

Asymmetrie des Gefässes sind nun zu erkennen. Sie geben dem Glas seinen aussergewöhnlichen Charakter.

Bevor die Scherben des wertvollen Gefässes anschliessend zusammengefügt wurden, testete die Schreibende unterschiedliche Klebstoffe an einem gezielt zerstörten Weinglas aus dem Supermarkt. Die Auswertung dieser Testreihe umfasste die Kriterien Anwendbarkeit, Stabilität, Reversibilität sowie die optische Wirkung des Leims. Als Resultat wurde entschieden, die Klebung mit einem Epoxidharz durchzuführen, genauer gesagt: dem HXTAL NYL-I. Dieses Material hebt sich dadurch hervor, dass es denselben Brechungsindex wie Glas hat und die Klebestellen somit nicht durch eine andere Lichtbrechung auffallen. Zudem stabilisiert es den Sturzbecher bestens und eine mechanische Entfernung des Klebstoffs ist machbar. Damit erfüllt HXTAL NYL-I all die oben erwähnten Anforderungen.

Die mit viel Aufwand gereinigten und dokumentierten Glasscherben wurden in einem nächsten



Schritt – beginnend am Boden und bis zur oberen Randkante – zusammengesetzt und mit feinen Klebestreifen in Position gehalten. Dabei war darauf zu achten, dass kein Versatz entstand. Durch sanftes Ziehen eines Fingernagels über die Bruchstellen liess sich dies auf einfache Weise kontrollieren. Blieb der Nagel hängen, waren die Fragmente noch nicht sauber genug ausgerichtet. Zudem musste die provisorische Fixierung so stabil sein, dass sich die Scherben beim Kleben nicht bewegen konnten. Andernfalls hätte die Gefahr eines Versatzes oder eines Durchsickerns des Klebstoffs bestanden.

Nun kam der schönste Teil der Arbeit: das Infiltrieren der Bruchkanten mit dem Epoxidharz: Bruch für Bruch verschwand durch die Auffüllung. So wurden die Glasscherben wieder zu einem Sturzbecher, der nach 1500 Jahren erneut in seiner vollen Pracht erstrahlt.

Nach drei bis vier Tagen war das Epoxidharz soweit ausgehärtet und das Glas stabil genug, dass die Klebestreifen und mit Aceton das überschüs-

sige Klebematerial entfernt werden konnten. Anschliessend landete das Glas für weitere drei bis vier Tage in der Abzugskapelle, um fertig auszuhärten. Es ist nun bereit für weitere Untersuchungen.

Bericht: Anna Schuh

Stück für Stück wird der Glasbecher wieder zusammengefügt und mit feinen Klebestreifen fixiert.





Archäologische Stätten

Im Berichtsjahr wurde nach der 2017 erfolgreich abgeschlossenen Sanierung der Burgruine Pfeffingen das nächste Grossprojekt in Angriff genommen: Die Gesamtsanierung der Farnsburg. Tiefgreifende Schäden an Felsuntergrund und Mauerwerk machen die bis 2022 geplanten Arbeiten zu einer echten Herkulesaufgabe. Überraschungen, Planänderungen und innovative Lösungsansätze standen im Wochentakt an. Dank der vielen involvierten Spezialistinnen und Spezialisten dürfen sich die Ergebnisse dieser ersten Etappe aber sehen lassen.

Mit etwas Verspätung startete auch die Sanierung der Neu Schauenburg bei Frenkendorf. Die aufwändigen Baumassnahmen wurden exakt nach Planung sowie unter Einhaltung des Kostenrahmens realisiert. Dank des nun hell scheinenden Mauerwerks der wieder instand gestellten Burgmauern ist die Ruine von weit her – sogar vom Bölchen – erkennbar.

Derweil nahm auf der anderen Talseite, in Füllinsdorf, die Planung der für Frühling 2021 vorgesehenen Sanierung der Burgruine Altenberg Formen an. Während die Schäden hier vor allem die Mauerfugen betreffen, sind auf der Ödenburg bei Wenslingen massgeblich die Mauerkronen betroffen. In beiden Fällen aber ist die Ursache dieselbe: Die Beschattung durch den ausgewachsenen Baumbestand, der die Ruinen umgibt, führte zu Frostschäden am Sanierungsmörtel der 1980er Jahre.

Gerne möchten wir bei dieser Gelegenheit auf einen erfreulichen Umstand hinweisen: Auf allen Baustellen wurde unfallfrei gearbeitet, und alle Beteiligten – dies auch mit Blick auf die herrschende Covid-Pandemie – blieben gesund.

Christoph Reding

Auf der Ödenburg reinigten vier Zivildienstleistende der Stiftung Baustelle Denkmal unter bewundernswertem Einsatz während eines Monats das gesamte Mauerwerk mit Bürsten und Kellen vom zähen Moosbewuchs. Sie erarbeiteten damit die Grundlage für die im Jahr 2022 geplante Mauerwerkssanierung.

Die Farnsburg im
Frühjahr 2020: Blick auf
die Oberburg und die
bereits eingerüstete
Ringmauer der Unter-
burg. Im Hintergrund
der Fricktaler Tafeljura,
der Ursprungsort der
Grafen von Tierstein.
(Stefan Krause, Frame-
gate GmbH).



Farnsburg, Sanierungsetappe 2020: Überraschungen und Herausforderungen

Nach der ersten grossen Restaurierung 1929–1931 sowie einer Vielzahl von weiteren Reparaturen – zuletzt 2013 an der gewaltigen Schildmauer – beschloss der Baselbieter Landrat Ende November 2018 einstimmig, die zwischen Ormalingen, Buus und Hemmiken gelegene Farnsburg einer Gesamtsanierung zu unterziehen. Denn bereits 1933 hatte sich der Kanton dazu verpflichtet, den Unterhalt der sich in Privatbesitz befindlichen Burg- ruine zu gewährleisten. Dafür wurde nun ein Verpflichtungskredit in einer Höhe von 5,15 Mil- lionen Franken bewilligt.

Im März 2020 startete nach umfangreicher Pla- nung (vgl. Jahresbericht 2019, S. 142 ff.) mit den Gerüstbauarbeiten die erste Etappe der Sanierung. Diese umfasste den langen Ringmauerabschnitt im Norden, die Reste des Brunnenhauses und des so genannten Blauen Turms. Das eingerüstete

Mauerwerk wurde vorgän- gig bauarchäologisch doku- mentiert und wissenschaft- lich erforscht. Ein Baukran an zentraler Position, dem

leider die markante Tanne in der Oberburg wei- chen musste, wird in den kommenden Jahren die Materialtransporte auf der Burgruine gewährlei- sten und gleichzeitig ihre Silhouette dominieren. Im Burggraben wurde die Baustelleninstallation – Baracken, Materialdepots, Mörtelmischplatz – ein- gerichtet. Der Umwelt zuliebe wird der Baustrom

Massarbeit: Der Baukran wird in Teilen über die Schildmauer gehoben und anschliessend zu- sammengebaut (Stefan Krause, Framagate GmbH).



MEHR
INFOS



Das fertig sanierte
Brunnenhaus. Links
oben die Vormauerung
aus Gisibergsteinen als
Felsschutz und neues
Habitat für Flora und
Fauna.

durch eine Solarstromanlage generiert, was für die Region Basel ein Novum bedeutet.

Die ersten «Nahkontakte» mit dem Bauwerk offenbarten leider bald, dass der Zustand der Substanz der Farnsburg noch schlechter ist als bislang angenommen. Der lange Ringmauerabschnitt im

Norden war aufgrund des instabilen Felsuntergrundes sowie tiefgreifender Schäden am Mauerwerk nicht mehr zu retten und musste teilweise abgebrochen werden. Er wurde aus statischen Gründen nur noch in halber Höhe aufgeführt. Die dabei verloren gegangene burgenzeitliche Mauersubstanz wurde sorgfältig abgebaut und detailgetreu dokumentiert. Der Untergrund musste durch ein spezialisiertes Unternehmen mittels gebohrten Felsankern gesichert werden. Auch beim Brunnenhaus mussten ein ganzer Mauerzug niedergelegt und Teile der Felswand abgebrochen werden. An ihrer statt wurde neues Mauerwerk sowie eine eindruckliche Vormauerung, die einen Fels imitiert und ein ökologisch wertvolles Biotop bilden wird, hochgezogen. Trotz beziehungsweise Dank innovativer bis unorthodoxer baulicher Lösungen, wie zum Beispiel einem auf Betonstelzen errichteten und dann im Unterbau mit Abbruchschutt kaschierten Mauerzug, darf man das Ergebnis der Etappe 2020 als gelungen bezeichnen.

Die ausserordentlichen Schadensbilder machten es ratsam, bereits jetzt schon wichtige Bauteile der



Etappen 2021 und 2022 genauer unter die Lupe zu nehmen. Auch hier kam es zu Überraschungen: Die so genannte Lange Stiege, die Unter- und Oberburg verbindet, birgt in ihrem Innern einen riesigen Hohlraum – dieselbe Entdeckung bot sich auch im Pfeiler des benachbarten Pfisterhauses! Bei der Restaurierung 1931 hatte man diese Baukör-

per, ohne jegliche Dokumentation für die Nachwelt, offenbar aus Kostengründen nicht in Massivbauweise ausgeführt. Aufgrund des wiederum schlechten Felsuntergrundes, aber auch wegen der geringen Stärke der Wände, wird nun nebst den konventionellen Reparaturen eine ingenieurs- und geotechnische Ertüchtigung der Langen



Schadensbilder, wie sie für die Farnsburg typisch sind: Die Innenwand des Blauen Turms nach Entfernung der frostzerstörten Mauersteine (ProSpect GmbH).



Ein vergleichbarer Schaden an der Ringmauer – nun in der Seitenansicht. Die Mauerschale ist durchgefroren und löst sich ab.



Gleiche Schäden, aber bereits vor Jahrzehnten saniert. Aufsicht auf die Ringmauer, aus der Burgenzeit ist nur der Kern aus gelbem Mörtel erhalten geblieben (ProSpect GmbH).

Die Farnsburg von
«innen»: Caroline Die-
mand und Peter Saladin
untersuchen den bislang
unbekannten Hohlraum
unter der Langen Stiege.

Stiege notwendig sein. Auch der Westteil der Schildmauer, die mittels einer weitausliegenden Hebebühne inspiziert wurde, wird zusätzliche Sicherungsmassnahmen benötigen, voraussichtlich in Form derselben Metallklammern, wie sie bereits 2013 am Ostteil verbaut worden sind.

Projekt- und Bauleitung versuchen nun, die zur Verfügung stehenden Mittel sorgsam einzuplanen und einzusetzen. Dazu sind bereits jetzt Schwerpunktsetzungen notwendig, so leider auch der Verzicht auf die Konservierung peripherer Mauerreste oder auch die Nachdokumentation von 2002/2003 sanierten Bauteilen in der Unterburg. Unter diesen Voraussetzungen ist die Etappe 2021 mit Spannung zu erwarten!

Die wohl archäologisch interessanteste Entdeckung bot sich im Pfeiler-Hohlraum des Pfisterhauses. Hier lagen bereits 1930 freigelegte Mauerpartien offen, die wahrscheinlich zu mittelalterlichen Vorgängerbauten der Langen Stiege gehörten. Ein Mauerzug wies Verputzreste auf, unter dem die Bausteine die typischen Frostschäden und Auflösungserscheinungen aufwiesen, wie sie nun auch in der laufenden Sanierung grossflächig zu beheben sind. Nicht weiter überraschend kämpfte man also auf der Farnsburg offenbar schon einige Jahrzehnte nach ihrer Gründung mit den Tücken, die der lokal anstehende und auch für den Bau der Burg verwendete Stein bot.



Als aussergewöhnlichster Fund darf eine Wurf- oder Geschützkugel gelten, die in der Zumauerung eines Fensters der Ringmauer geborgen wurde. Interessantes Detail dazu: Bei der Belagerung der Farnsburg 1444 hatten die Eidgenossen mit der «Rennerin» die Hauptbüchse der Stadt Basel im Einsatz. Ob die Kugel mit diesem Ereignis zusammenhängt, ist noch eingehender zu prüfen.

Trotz oder vielleicht auch Dank der Covid-Pandemie kam dem Start der Sanierungsarbeiten auf der Farnsburg besonders grosser Zuspruch durch Medien und Bevölkerung zuteil. Die durch die Lockdowns weniger beschäftigte Bevölkerung, die zur Verbringung ihrer notgedrungen angeordneten Freizeit in die Oberbaselbieter Landschaften auswich, besuchte die Burgruine rege. Da die Baustelle aufgrund ihrer Geräumigkeit die durch die Hygienevorschriften gebotene Distanzhaltung ermöglicht, kann auch der Baustellenbetrieb in Volllast laufen. Die Archäologie Baselland achtet darauf, dass die Farnsburg auch während der Sanierungsarbeiten für die Öffentlichkeit partiell zugänglich bleibt. Aktuelle Informationen dazu –

wie auch zur Geschichte der Burgruine – erhalten Sie auf der Internetseite der Archäologie Baselland.

Bericht: Christoph Reding

Ingenieur Manuel Wieland, Polier Peter Saladin und Bauleiterin Gabi Güntert beraten sich über die geeigneten Sanierungsmassnahmen.





Jeder Stein zählt: Die Zeichnerin Julia Imhoof an der steingerechten Dokumentation des Mauerwerks der Neu Schauenburg (ProSpect GmbH).

Ruine Neu Schauenburg bei Frenkendorf: erste Etappe geschafft!

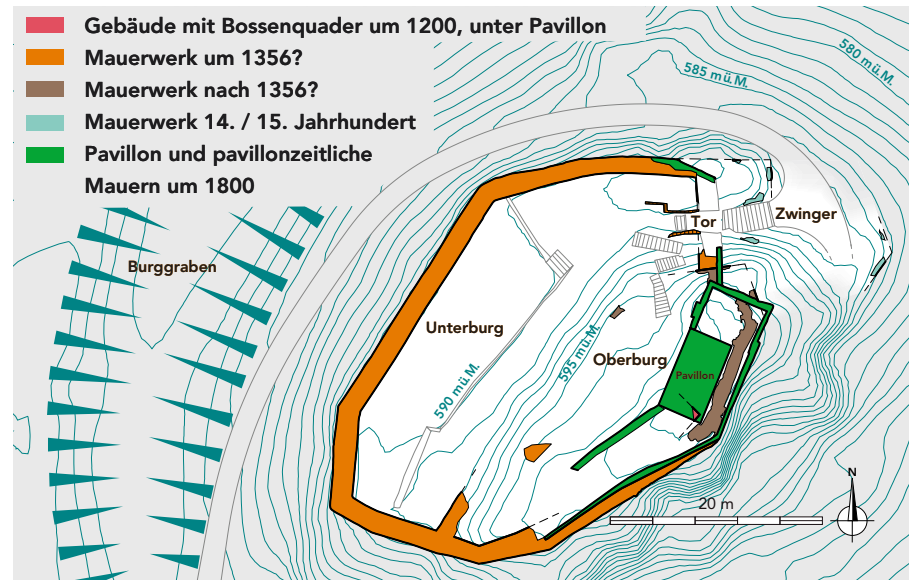
Nach umfangreichen Vorabklärungen und Planungen (vgl. Jahresbericht 2019, S. 148 ff.) wurde im Jahr 2020 auf der Neu Schauenburg eine erste Teiltappe realisiert. Sie umfasste die Sanierung der Mauerzüge im Bereich des neuzeitlichen Pavillons. Alle geplanten Massnahmen konnten umgesetzt und das Budget von 685'000 Franken eingehalten werden.

Wichtigen Anteil am Gelingen hatte der vorbildliche Einsatz der Zivildienstleistenden der Stiftung Baustelle Denkmal. Die Sanierungsarbeiten standen unter der Aufsicht der Archäologie Baseland und der kantonalen Denkmalpflege. Die Bauleitung hatte die Basler Firma Aegerter & Bosshardt inne. Zusammen mit Bauingenieur Josef Müller, Schubiger AG Luzern, leistete dieses Unternehmen auch die Ingenieursarbeiten. Die Maurerarbeiten führte die ERNE AG Laufenburg aus, die im schwierigen Gelände aller andere als einfachen Gerüstbauten erstellte die Kamber Gerüste GmbH Olten. Für die Erfassung

der Naturwerte sowie die Massnahmen zu deren Schutz war die Firma oekoskop Basel zuständig.

Mit Spannung waren die Ergebnisse der bauarchäologischen Untersuchung erwartet worden, welche die Unternehmung ProSpect GmbH Aarau ausführte. Anhand der neuen Erkenntnisse sowie

Grundriss der Burg-
ruine Neu Schauenburg
mit Höhenkurvenplan.

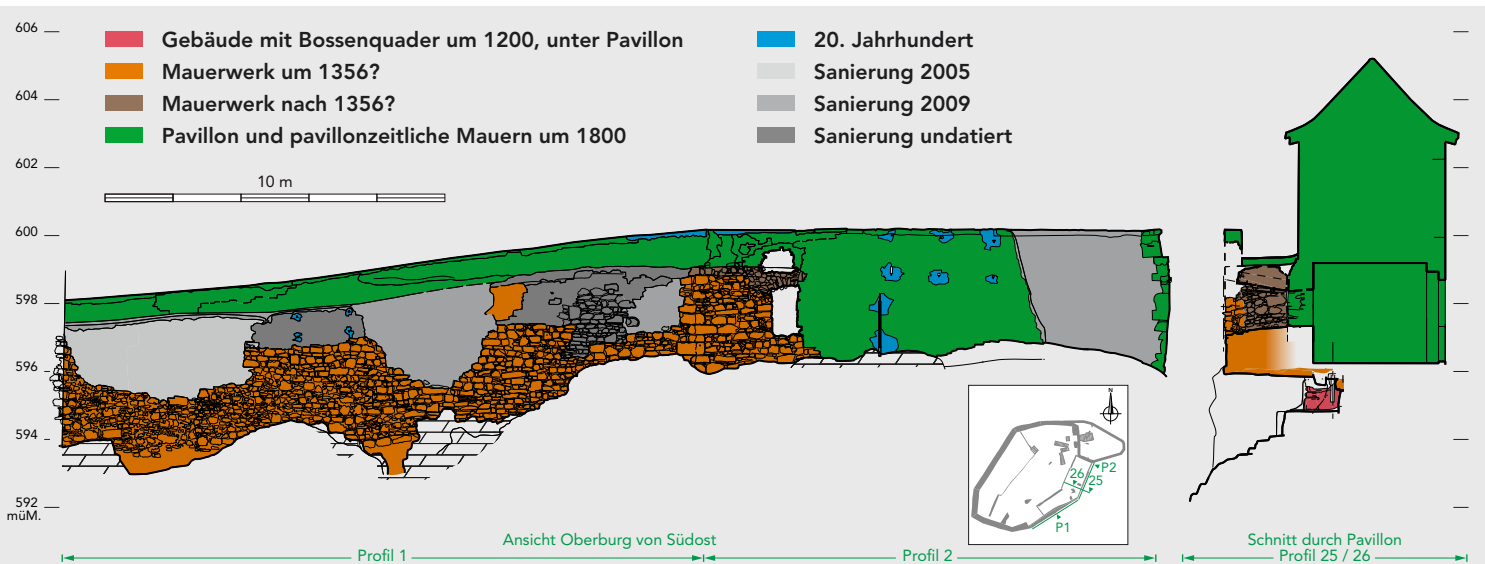


Maueransicht der
Oberburg und
Querschnitt durch
den Pavillon der Neu
Schauenburg (ProSpect
GmbH und Archäo-
logie Baselland).

den bereits bekannten archäologischen Befunden und historischen Quellen lässt sich nun die Baugeschichte der Neu Schauenburg ein weiteres Stück erhellen.

Älteste Keramikfunde lassen auf eine Gründung der Burg im 12. Jahrhundert schliessen. Um 1200

muss in der Oberburg ein Turm mit bossierten Eckquadern errichtet worden sein, der später offenbar wieder abgebrochen wurde. Danach errichtete man im Bereich der nun sanierten Südostseite des Pavillons weitreichende Mauerzüge neu. Dafür wiederverwendete Bausteine, unter anderem solche mit Brandspuren, sowie vor allem Bruch-



stücke von Baukeramik datieren diese Bauphase in die Zeit um oder nach der Mitte des 14. Jahrhunderts. Ein Radiokarbon-Datum von verkohlten Holzästen, die unter einer dieser Mauer geborgen wurden, stützt diese zeitliche Einordnung. Im Bereich eines erhaltenen Fensters, das heute immer noch als Kellerfenster des Pavillons in Nutzung ist, weist ein ebenso unregelmässiger wie ungewöhnlicher baulicher Wechsel auf eine tiefgreifende Reparatur der Oberburg hin. Sie ist anhand der eingearbeiteten Baukeramikfragmente noch etwas später anzusetzen.

Historische Quellen legen nahe, dass im Erdbeben von Basel 1356 beide Schauenburgen zerstört worden sind. Anhand vergleichbarer archäologischer Befunde auf den Burgen Birseck und Angenstein meinen wir die nun auf der Neu Schauenburg nachgewiesenen Baumassnahmen ebenfalls mit dieser Katastrophe in Verbindung bringen zu können. Unter Berücksichtigung der erwähnten möglichen Reparatur würde dies bedeuten, dass die Oberburg kurz vorher umfassend umgestaltet, dann im Erdbeben in Mitleidenschaft gezogen

und in der Folge wiederhergerichtet beziehungsweise umgebaut wurde.

Leider liess sich das zeitliche Verhältnis zur heute noch hoch aufragenden Umfassungsmauer der Unterburg nicht klären. Nördlich des Pavillons traten Mauerreste zu Tage, die – wie die südlich

In einem Felsspalt unter dem Pavillon versteckt sich der älteste bekannte Baurest der Anlage: Die bossierten Eckquader datieren in die Zeit um 1200.



Die Pavillonterrasse
im Vollgerüst und
zwei Etagen tiefer die
Zivildienstleistenden
der Stiftung Baustelle
Denkmal im Einsatz.

davon gelegenen – eine Mauerstärke von etwa zwei Metern aufweisen. Aufgrund der Lage in der Oberburg und dem sich Richtung Norden abzeichnenden polygonalen Abschluss müsste es sich um ein dominierendes Bauwerk in Form eines Wohnturms gehandelt haben. Eine entsprechende

Architektur ist für die Basler Jura region, und zwar auch bei grundlegenden Neubauten des 14. Jahrhunderts, nicht selten. In Anlehnung an den ebenfalls polygonalen Wohnturm der Burg Gilgenberg in Zullwil (Kt. Solothurn) könnte das Bauwerk auf Neu Schauenburg über eine Länge von bis zu 30



Metern verfügt und damit den architektonischen Gegenpart zur mächtigen Umfassungsmauer der Unterburg gebildet haben.

Auf anderen Baselbieter Burgen wie Pfeffingen oder Neu Homberg haben die jüngsten Forschungen den Nachweis erbracht, dass die heute noch aufragenden Baureste nicht auf die hochmittelalterliche Gründungszeit zurückgehen, sondern erst aus fundamentalen Umgestaltungen in spätmittelalterlicher Zeit stammen. Derselbe Befund zeichnet sich nun auch auf Neu Schauenburg ab. Es stellt sich damit natürlich die Frage, wer dies veranlasste. Gemäss der schriftlichen Überlieferung wurde die Burg durch die gleichnamigen Herren gegründet und wechselte erst nach deren Aussterben im Laufe der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in andere Hände. Obwohl nicht viel über diese Familie und insbesondere deren wirtschaftliche Potenz bekannt ist, müsste also gemäss den archäologischen Befunden einer ihrer letzten Vertreter als Bauherr gewirkt haben. Die Schauenburger wären damit ein weiteres Beispiel einer ritterlichen Adelsfamilie, die trotz der oft

postulierten ökonomischen Krise des Adels im 14. Jahrhundert in der Lage waren, ihre Burg noch umfassend zu erneuern.

Interessanterweise wechseln sich um das 15. Jahrhundert gleich drei Basler Adels- beziehungsweise

Die notwendigen Verankerungen, Entwässerungen und Abdichtungen erfordern eine eingehende Begleitung durch Spezialisten.



Die Oberburg nach Abschluss der Sanierungs-
etappe. Die Terrasse ist
nun abgedichtet, das
Mauerwerk langfristig
gesichert.

Bürgerfamilien als Besitzerinnen der Anlage ab. Sie alle hätten mit Sicherheit über die finanziellen Möglichkeiten für die architektonische Neugestaltung auf der Neu Schauenburg verfügt: die Viztum, die Sintz und die Offenburg. Ihre Wahl der Anlage als ländlichen Sitz und ihre überlieferten

Bemühungen für deren Besitzstandwahrung weisen darauf hin, dass die Burg damals über Gebäulichkeiten und insbesondere über einen Wohnbau verfügt haben musste, die ihrem gesellschaftlichen Stand entsprachen. Dies bezeugt auch der 1418 auf Neu Schauenburg überlieferte Hausrat von Conrat Sintz, dessen Auflistung mehr als sechs Seiten in Anspruch nahm und der einen Wert von 200 Gulden besass.

In nächster Zeit soll die Planung für die Sanierung der zweiten Teiletappe in Angriff genommen werden. Der Eigentümerin, Frau Renata von Tscharner, darf man jetzt schon grosse Anerkennung für ihre Bemühungen für den Erhalt der Neu Schauenburg aussprechen. Und sicherlich dürfen wir uns bei diesen Arbeiten auf weitere neue Erkenntnisse zur Baugeschichte dieser immer noch weitgehend unerforschten Anlage freuen.

Bericht: Christoph Reding





Zwei wichtige Details am mittelalterlichen Mauerwerk der Neu Schauburg:

Links die Wange des einzigen erhaltenen Fensters der Oberburg (heute Kellerfenster). Eine senkrechte Baufuge markiert eine mögliche Reparatur, die mit dem Erdbeben von 1356 in Verbindung stehen könnte.

Rechts zeigen sich unter der Terrasse des Pavillons des ältere Mauerreste, die wohl zum Fundament eines spätmittelalterlichen Wohnturms gehörten (ProSpect GmbH).



Dokumentation und Archiv

Pandemiebedingt wurden zahlreiche Arbeiten für das archäologische Archiv im Jahr 2020 im Home-office durchgeführt. Hier zeigte sich, wie sehr es sich auch in dieser Hinsicht gelohnt hat, dass in den vergangenen Jahren in hohem Masse in die Digitalisierung des Archivs und die Arbeitsabläufe bei der Dokumentation investiert worden ist. Praktisch alle aus archäologischen und bauhistorischen Forschungen gewonnenen Erkenntnisse sind tief erschlossen und in die Datenbank integriert, von wo aus sie zentral abrufbar sind. Dadurch war auch während der Zeit des «Lockdowns» die Benutzung der Archivalien zu jedem Zeitpunkt unkompliziert gewährleistet.

Auch in diesem Jahr wurden wieder in bedeutendem Umfang historische Fotonegative im Rahmen eines Projektes retrodigitalisiert, in aufwändiger Erschliessungsarbeit mit dem digital bereits vorhandenen Bildbestand abgeglichen und in die Datenbank integriert. Darüber hinaus wurde unsere Datenbank ADAM so weiterentwickelt, dass sich nun auch der Bereich der Baustellenkontrolle von dort aus zentral verwalten lässt.

Tabea Molliné

Eines der neu digitalisierten historischen Fotonegative, das die archäologische Untersuchung der römischen Wasserleitung in Liestal im Bereich Oberer Burghaldenweg/Weideli dokumentiert.

Datei Bearbeiten Recherche Objekt Module Navigation Ansicht Stammdaten Thesaurus Fenster ?

Betrachten Fundstellen: Fundmeldung

Fundstellen: 11 - BG-Nr.: 0657 BG-Jahr: 2019 Schutzzone: Parzellen-Nr: 301 Sammlung: Archäologie

Gemeinde: Binningen GrabungsAdresse: Tiefengrabenstrasse 32

Fundmeldung

Projekt: 2 Mehrfamilienhäuser mit Autoeinstellhalle, Tiefengrabenstrasse 32, Parz.Nr. 301, Binningen

Projekt Kontaktperson:

Art der Fundstelle:

- Lokalisierung
 - genau
 - keine
 - ungefähr

Projektverfasser:

Bauherrschaft:

Anrede Bauherrschaft: Sehr geehrte Damen und Herren

Begründung Einsprache: Da ihr Bauprojekt in einer archäologischen Verdachtsfläche liegt, besteht die Möglichkeit, dass bei der oben genannten Baumasnahme archäologische Reste zu Tage treten und zerstört werden.

geschätzte Dauer: 3 bis 4 Wochen, evtl. auch nur wenigen Tagen

Art der Massnahme: Aushubbegleitung

Meldehist Bodeneingriff: 2 Wochen vorher

Art der Fundstelle:

- Koordinate X (LV95): 2609240
- Koordinate Y (LV95): 1266013
- Höhe: 289
- Fläche/Grundriss: 860 m²

Datum Einsprache: 03.05.2019

Datum Zusicherung: 01.07.2019

Datum Rückzug: 02.07.2019

Datum Baubewilligung: 30.01.2020

Berichtersteller: Kiefer, Simone

Datum Meldung: 16.09.2020

Datum Begehung: 03.11.2020

gemeldet von: Architekt

Fundmeldung Kommentar: Terrassenanlage mit guter Überdeckung

gemeldet an: Archäologie, Baselstad

Alles auf einen Blick:
 Alle relevanten Informationen zu einem Bauprojekt werden auf der erweiterten Maske «Fundmeldung» zusammengetragen.

Von Anfang an ADAM – Baustellenkontrolle in der Datenbank integriert

Unsere IMDAS-Datenbank, ADAM genannt, hat nicht nur den Anspruch, ein Wissensspeicher für alle Informationen zur archäologischen Vergangenheit des Baselbietes zu sein. Vielmehr bilden die zahlreichen Erfassungsmasken und -ebenen auch unsere Arbeitsweise von der Dokumentation bis hin zur Inventarisierung, Auswertung und Vermittlung einer Fundstelle ab.

Bis 2020 fehlte aber ein wichtiger Bestandteil dieses Prozesses: Die vorgelagerten Abklärungen des Baugesuchsverfahrens, also ob und wie eine Untersuchung durchgeführt wird. Auch die bei Baustellenkontrollen erstellten Dokumente blieben bislang aussen vor, wenn keine Ausgrabung daraus resultierte. Der Wunsch, auch diese Arbeiten in der Datenbank zu erfassen, bestand schon länger; im Berichtsjahr konnte er endlich erfüllt werden.

Bekanntlich prüft die Archäologie Baselland jedes geplante Bauprojekt im Kanton. Man klärt ab, ob dabei Bodeneingriffe in bekannten oder vermuteten Fundstellen stattfinden oder es zu Verlusten

von historischer Bausubstanz kommt. In diesen Fällen ist die Archäologie gesetzlich verpflichtet, mit einer Einsprache beim kantonalen Bauinspektorat sicherzustellen, dass die Spuren der Vergangenheit ausreichend dokumentiert werden. Daraus abgeleitet braucht es eine Entscheidung, welche

Für ein reibungsloses Nebeneinander von Archäologie und Bauprojekt ist ein enger Austausch mit den Bauleuten nötig.



Kommt es zum Verstoss gegen die Bauauflagen, sorgt ein Punktesystem für eine gut begründete Berechnung der Schadenssumme.

Massnahmen erforderlich sind: Reicht eine Aushub- oder Baubegleitung oder bedarf es einer vorgängigen gründlichen Untersuchung?

Da dies Auswirkungen auf das Bauprojekt haben kann, braucht es nicht nur eine enge Absprache

mit der Bauherrschaft, sondern auch eine rechtlich belastbare und dokumentierte Begründung. Auch die Eckdaten, wie Grösse der betroffenen Fläche, Bau- respektive Aushubbeginn, verantwortliche Personen etc. müssen bekannt sein, damit die benötigten personellen Ressourcen rechtzeitig eingeplant werden können.

Alle diese Informationen werden seit 2020 auf der erweiterten Maske «Fundmeldung» gesammelt. Vordefinierte Textbausteine und Vorgabewerte ermöglichen eine effiziente Geschäftsabwicklung: Die Einsprachen und weitere Dokumente lassen sich auf Knopfdruck erzeugen. Für die Baustellenkontrolle können die bisherigen Felder der Erfassungsmaske «Grabung» für das Tagebuch verwendet sowie erstellte Fotos verknüpft werden. So ist auch bei Abwesenheiten gewährleistet, dass sich die stellvertretende Person über den aktuellen Stand des Bauprojektes informieren kann.

The screenshot shows a software interface for recording construction delays. The main window is titled 'Fundstellen: Verzögerung'. The left sidebar contains a tree view with categories like 'Fundstellen', 'Objektbeurteilung', and 'Ausstrache'. The main area contains a form with the following fields:

- Objektname:** JAH
- BG-JR:** 2019
- BG-Jahr:** 2019
- Schulzone:** [Dropdown]
- Sammlung:** Archäologie
- Gemeldet:** Müller
- Gestaltungsklasse:** [Dropdown]
- Verzögerung:**
 - Ausgangsperson Bf:** [Dropdown]
 - Datum Baueinstellung:** 05.02.2020
 - Arbeits-Ansprechperson Bf:** [Dropdown]
 - Verstellungsstellung:** 10.11.2020
 - Schulstrassen:** [Dropdown]
 - Datum Verzögerung:** 15.10.2020
 - Benötigte Fläche/Objekt:** [Dropdown]
 - Punktwert Verzögerung:** 75
 - Gewichte Bestm:** [Dropdown]
 - Schadenssumme geschätzt:** 7500.00 CHF
 - Berührungszustand:** [Dropdown]
 - Datum Urteil:** [Dropdown]
 - Wiss. Bedeutung:** [Dropdown]
 - Schadenssumme zugesprochen:** [Dropdown]

Leider kommt es immer wieder vor, dass Bauherrschaften gegen die in der Baubewilligung gemachten Auflagen verstossen – hauptsächlich, indem uns der Beginn von Aushub- oder Bauarbeiten nicht gemeldet wird. Solche Verstösse werden durch die Staatsanwaltschaft konsequent verzeigt. Um den entstandenen Schaden an den archäologischen Hinterlassenschaften bemessen zu können, wurde in der Datenbank ein Raster mit Punktevergabe angelegt. Aus der Zahl der Punkte resultiert dann die geforderte Höhe der finanziellen Busse.

Die Integration von Baugesuchsverfahren und Baustellenkontrolle in der Datenbank bringt aber nicht nur bei den vorgelagerten Prozessen einen Effizienzgewinn: Treten bei Aushub oder Baumassnahmen archäologische Befunde und Funde zu Tage, braucht es keine Neuerfassung der Fundstelle mehr. Alle relevanten Daten, das Tagebuch und die Fotos stehen bereits zur Verfügung

und das Bauprojekt kann in Form einer Fundstelle weiterdokumentiert werden. Dass ADAM nun von Anfang an zum Einsatz kommt, ist somit für alle Beteiligten ein grosser Zeitgewinn.

Bericht: Andreas Fischer

Kommt es in Zukunft auf einer Baustelle zu einer archäologischen Untersuchung, ist die Vorgeschichte im Tagebuch bereits erfasst.

The screenshot shows the ADAM software interface for managing archaeological sites. The main window displays a list of entries for 'Orburg' with columns for date, time, and location. The selected entry for 'Dienstag, 10. März 2019 / KI' shows a detailed text description of an archaeological excavation. The right sidebar contains a 'Baustellensituation' section with various fields like 'Ordnungsnummer', 'Wasserschichtliche Lagen', 'Datum Eingriff', and 'Baufeldname'. The bottom status bar shows the current location as 'Orburg'.

Prospektion auf der Landkarte

Eptingen, Lungeren.
Beispiel einer Feld-
scheune mit Stall (Foto-
sammlung Archäologie
und Museum, Theodor
Strübin, um 1950).

Archäologie scheint unweigerlich mit Feldarbeit verbunden zu sein. Während der Corona-Pandemie war dies jedoch nicht immer möglich. Der folgende Bericht zeigt am Beispiel der Prospektion abgegangener Gebäude, wie archäologische «Feldforschung» im Homeoffice umgesetzt werden

kann: Wie lassen sich Bauwerke aufspüren, die es heute nicht mehr gibt?

Bis fast ins 19. Jahrhundert galt im Baselbiet der ein Flurzwang, der es unter anderem untersagte, ausserhalb des Dorfes beziehungsweise seines «Etters» zu bauen. Der Etter war ursprünglich ein Zaun, später oft nur noch eine einfache Grenzlinie, die den Siedlungsbereich eines Ortes umschloss. Ausgenommen von dieser Regelung waren Feldscheunen, die dazu dienten, Geräte und Werkzeug oder Heu unterzubringen. Somit finden sich auf alten Karten viele kleine Gebäude fernab der Dörfer, oft auch in Gebieten, die bis heute nicht überbaut sind. 280 dieser Kleinbauten sind heute noch erhalten und werden zum Teil vom eigens dafür gegründeten Verein «Baselbieter Feldscheunen» liebevoll gepflegt. Diejenigen, die im Laufe der Zeit aufgegeben wurden, sind mittlerweile zu Ruinen zerfallen oder ganz verschwunden.

Als Grundlage für die Prospektion dienten alte Karten, die in das heutige Koordinatennetz der Schweiz eingepasst wurden. Durch das Überein-



anderlegen dieser Karten mit aktuellen und durch deren Ein- und Ausschalten am Bildschirm können Gebäude verortet werden, die heute nicht mehr existieren. Verwendet wurde die so genannte Baaderkarte von 1838–1844, die das damalige Baselbiet zeigt, sowie Ausschnitte aus der Dufour-

und der Siegfriedkarte, deren Grundlagen ab 1832 respektive 1870 erarbeitet wurden.

Auf diese Weise wurden zu den 1980 in einem Inventar erfassten 280 Feldscheunen im Oberbaselbiet weitere 94 potenzielle Feldscheunen auffindig



Langenbruck, alter Weg nach Bärenwil.
In der Baaderkarte von 1844 ...



... und im Siegfriedatlas von 1883 ist am Südhang
des Schwängibergs ein Gebäude eingezeichnet, ...



... das in den Kartenwerken ab 1900 spurlos
verschwunden ist.

gemacht. Einige sind nicht mehr zu verifizieren, weil sie beispielsweise unter einer Strasse liegen.

Als Beispiel soll hier ein Gebäude in Langenbruck dienen. Es befand sich ursprünglich an einer Wegbiegung im Wald und später am Waldrand. Es ist bereits auf der Baaderkarte vorhanden und wurde

bis 1883 auf allen Karten eingezeichnet. Daher lässt sich sein Abgang zwischen 1883 und 1900 – dem Erscheinen der nächsten Auflage – datieren.

Auch in der Gemeinde Diegten gab es etliche Feldscheunen. Eine davon wurde irgendwann in den 1970er Jahren aufgegeben. Das Gebiet, wo sie



Beispiel Diegten, Lenzweid. Das bereits auf der Dufourkarte von 1861 vermerkte Gebäude ...



... ist auch auf dem Siegfriedatlas von 1883 zu sehen und bis ...



... 1976 in Kartenwerken verzeichnet. Heute sind im Wald nur noch Spuren erkennbar.

einst stand, wurde aufgeforstet, um den Lärm der Autobahn zu dämmen. An das frühere Gebäude erinnern nur noch einige Balkengräben im Wald sowie ein steinerner Brunnen.

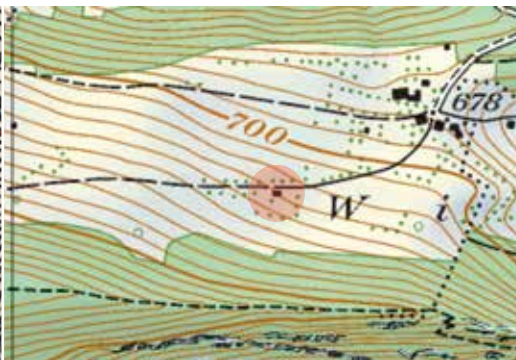
In Oberdorf gab es gleich eine Reihe solcher Bauten. Einer war bis 2000 als bestehendes Gebäude

kartiert. Seit 2006 ist er aber nur noch als Ruine vermerkt, die auch im Gelände noch sichtbar ist.

Bericht: Laura Caspers



Beispiel Oberdorf, Wil. Von zahlreichen Feldbauten auf der Baaderkarte von 1842 ...



... sind auf der Landeskarte von 2000 nur noch eine Handvoll verzeichnet. Das markierte Gebäude ...



... ist heute ebenfalls zur Ruine zerfallen.



MONDHÖRNER

ZÄHSELHAFTE KULTURBEUTE
DER BRONZEZEIT



Die Mondhörner sind ein typisches Merkmal der Bronzezeitlichen Kulturbeute. Sie wurden aus Bronze gegossen und dienten als Schmuckstücke oder als Teil von Ritualen. Ihre Form erinnert an die Hörner eines Stiers, was auf eine Verbindung zur Stierkultur hinweist.

Auswertung und Vermittlung

Im Jahresbericht 2019 war an dieser Stelle noch von «Normalität» die Rede. Dieser Zustand fand im März 2020 ein abruptes Ende. Besonders im Bereich Vermittlung stellte die Covid-Pandemie so ziemlich alles auf den Kopf und verlangte viel Flexibilität und Kreativität: Veranstaltungen mussten den jeweils geltenden Regeln angepasst, verschoben oder in anderer Form abgehalten werden. Doch häufig blieb auch uns nichts anderes übrig, als ein Angebot abzusagen, was sich deutlich in der Statistik niederschlägt: Bloss 16 Anlässe sind darin aufgeführt (2019: 44) mit total rund 500 Besuchenden (2019: 1900).

Dies bildet jedoch nur einen Teil der Wirklichkeit ab. Nicht enthalten sind bekanntlich die individuellen Besuche der archäologischen Stätten, beispielsweise der zahlreichen Burgen im Kanton. In diesem Bereich kam mit den Hörstationen auf der Ruine Pfeffingen ein attraktives Angebot hinzu. Auch das Publikum der Ausstellung zu den Mondhörner im Museum.BL, die glücklicherweise fast wie geplant gezeigt werden konnte, ist in diesen Zahlen nicht enthalten.

Und dann ist da noch der virtuelle Raum: Home-Office und Terminabsagen führten zu mehr Zeit für den Ausbau unserer Webseite. Und dies wurde auch vom Publikum bemerkt, wie eine andere Statistik eindrücklich belegt: Die Zahl der Nutzerinnen und Nutzer stieg von rund 8000 (2019) auf 14 000 (2020). Dies spornt uns an, auch zukünftig immer wieder aktuelle Entdeckungen und Ergebnisse auf diesem Kanal zu publizieren. Daher: Schauen Sie regelmässig auf www.archaeologie.bl.ch vorbei! Es lohnt sich.

Andreas Fischer

Artefakt des Jahres
2020: Die Schutzmaske. Hier vorbildlich
getragen von Landratspräsident Heinz
Lerf und Kantonsarchäologe Reto
Marti anlässlich der
Mondhorn-Vernissage
im August.

Muttenz, Stegacker, Grabung 1946. Von der jungsteinzeitlichen Grabanlage ist nur noch ein Trümmerhaufen von plattigen Steinen übrig. Sie sind wohl der zurückgelassene Rest einer Aktion aus der Römerzeit oder einer jüngeren Epoche, die den grossen Steinplatten galt, die man für die Weiterverwendung vor Ort zerlegte.



Wiederentdeckt: ein jungsteinzeitliches Dolmengrab aus Muttenz

Am Ende des Neolithikums wurde es in gewissen Regionen üblich, dass die Dorfgemeinschaften ihre Verstorbenen in grossen Steinkammern, «Dolmengräber» genannt, beisetzen. Die aus zum Teil tonnenschweren Felsplatten zusammengesetzten und mit einem Erdhügel überdeckten Gräfte sind sozusagen das steinerne Manifest der in der Jungsteinzeit etablierten Sesshaftigkeit.

Auch in unserer Region gibt es Belege für diese spezielle Art der Beistattung, auch wenn Erosion und Steinraub im Laufe der Zeit dafür gesorgt haben, dass viele dieser auffälligen Grabmäler verschwunden sind. Bekannt sind etwa die Dolmengräber von Laufn, die heute bei der Katharinenkirche unmittelbar vor der Altstadt zu sehen sind. Ein weiteres Exemplar ist in Aesch belegt, eines in Schwörstadt ennet der Landesgrenze und eines in Courgenay im Jura.

Beim Zusammentragen der vielen Fundstellen für die 2009 erschienene Heimatkunde von Muttenz



stiess der Schreibende auf einen alten Fundbericht, gemäss dem 1946 bei Kanalisationsarbeiten am Stegacker, nordwestlich des Ortes hart an der Bahnlinie, inmitten eines Haufens kleinerer Steinplatten die Reste mehrerer menschlicher Skelette zum Vorschein gekommen seien.

Bestattungsszene vor einem der Laufner Dolmengräber (Rekonstruktionsversuch Benoît Clarys).



Auch nach der Freilegung war ausser dem ungefähren Grundriss nicht mehr viel von der ursprünglichen Anlage zu erkennen.

Der Befund wurde von den zuständigen Beamten freigelegt. Nebst stark durchwühlten Knochenresten kamen aber keine weiteren Funde ans Licht, die etwas zur Datierung der Anlage hätten beitragen können. Obwohl keine der typischen grossen Steinplatten vorhanden waren, kam Walter Schmassmann nach einer ersten Sichtung zur

Vermutung, es könnte sich bei der 4×7 Meter messenden Anlage um ein Dolmengrab gehandelt haben. Dass dieser Gedanke, den er später revidierte, keineswegs abwegig ist, zeigt mittlerweile ein Fund aus Laufen, der in der Römerzeit systematisch zerlegt worden ist, wohl um Baumaterial für einen in der Nähe befindlichen Gutshof zu gewinnen. Zurück blieb in einem solchen Fall – je nach Steinqualität – nicht mehr als ein Haufen nicht weiter verwertbarer Trümmer.

Die Bestätigung, dass es sich in Muttenz effektiv um eine jungsteinzeitliche Grabanlage handelte, lieferten schliesslich fünf Radiokarbon-Daten, die zwischen 3000/2900 und 2700 vor Christus liegen.

Hier beschrieben ist dieser Befund, weil die jungsteinzeitlichen Skelettreste dank der neuen Erkenntnis Eingang in ein von den Universitäten Bern und Tübingen sowie dem Max-Planck-Institut für Menschheitsgeschichte in Jena initiiertes Forschungsprojekt gefunden haben, in dem es um die Frage ging, wie sich der Einfluss von Men-



schengruppen östlicher und südöstlicher Herkunft auf die hier ansässige Bevölkerung ausgewirkt hat.

Gemäss den umfangreichen genetischen Analysen und Bestimmungen stabiler Isotope, die 2020 in der Fachzeitschrift *Nature Communications* unter der Federführung von Anja Furtwängler veröffentlicht wurden und für viel Aufsehen gesorgt haben, ist um etwa 2800 vor Christus mit dem Auftreten der so genannten Schnurkeramischen Kultur in der Schweiz mit einem Zuzug von Menschen zu rechnen, die ihren Ursprung in der pontisch-kaspischen Steppe im heutigen Russland haben. Neben Bevölkerungsgruppen, die sich mit diesen Zuwanderern vermischten, gab es im untersuchten Gebiet auch «standhafte» Gesellschaften, die noch über Jahrhunderte keine Verbindungen zu diesen Hirtenvölkern aus der Steppe aufweisen.

Die Skelette aus den beiden mituntersuchten Baselbieter Dolmen Muttenz und Aesch – letzterer etwa zeitgleich, aber über einen etwas längeren Zeitraum genutzt – besitzen einen Genpool, der sich aus alteingesessenen Wildbeutern und schon im

frühen Neolithikum eingewanderten Bauern aus dem westlichen Anatolien (Türkei) zusammensetzt. Die Steppenleute aus dem heutigen Russland hingegen haben in der Region offenbar einen weniger nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

Bericht: Reto Marti

Von den Skeletten waren nur noch Reste erhalten, die erst 2001 über Umwege in die Sammlung der Archäologie Baselland gelangt sind.



Die weite und die kurze Reise eines Körnchens: Hirse aus Binningen

Die Rispenhirse (*Panicum miliaceum*) ist eine uralte Getreidepflanze. Ihre Ursprünge hat sie – je nach Forschungsmeinung – in Zentralasien oder auf dem indischen Subkontinent, jedenfalls im fernen Osten. Dort wurde sie nachweislich bereits um 6000 vor Christus angebaut.

Reife Rispenhirse in einem Getreidefeld (Jschnable, Wikimedia).



Bis vor kurzem ging man davon aus, dass das nahrhafte und sehr ergiebige Getreide sich schon früh in der Jungsteinzeit auch in Europa ausgebreitet hat. Darauf liessen jedenfalls die Vorkommen von Hirsekörnern in neolithischen Zusammenhängen schliessen. Auch aus einer Grube vom St. Margrethenhügel in Binningen, die einem späten Abschnitt der schnurkeramischen Kultur (2600–2500 v. Chr.) zuzuweisen ist, sind einige wenige Exemplare nachgewiesen.

Genau dies machte die Forschung indes stutzig: Meist waren es nur wenige Körner, die ein derart frühes Aufkommen im Westen nahelegten. Weil man weiss, wie schnell ein derart kleines Korn in einer Bodenritze versickern und so in tiefergelegene, ältere Schichten gelangen kann, hat sich ein internationales Forscherteam daran gemacht, der Frage auf den Grund zu gehen. Und siehe da: Trotz aufwändiger Beprobung der im Schnitt nur 0,8 bis 1,5 Milligramm schweren Körnchen zeigten Radiokarbon-Untersuchungen klar, dass kein einziges in die Jungsteinzeit gehört. Hirse taucht im Osten Europas (Ukraine) in der mittleren Bronze-

zeit, um 1650–1500 vor Christus, erstmals auf und verbreitet sich dann im Laufe der späten Bronzezeit (1300–800 v. Chr.) sehr rasch und erfolgreich auch in Mitteleuropa. Die Hirsekörner aus Binningen, eine der am weitesten im Westen gelegenen beprobten Fundstellen, gelangten offenbar ebenfalls zwischen 1200 und 1100 vor Christus in den Boden.

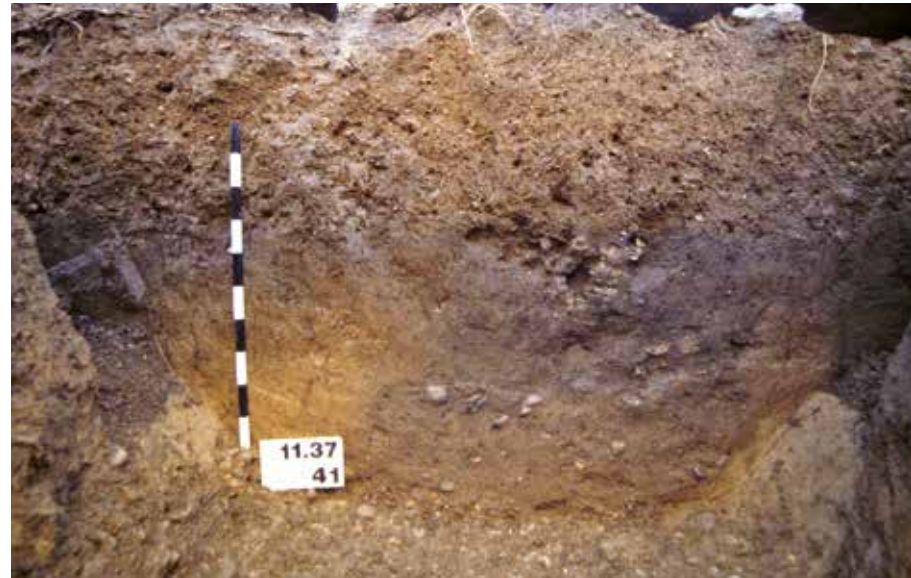
Seit dieser Zeit gehörte die Rispenhirse hierzulande zu den Grundnahrungsmitteln. Noch im Mittelalter waren Hafer und Hirse die wichtigsten Getreide. Der Hirsebrei wurde geradezu zum Inbegriff des «Brot des armen Mannes». Erst die Kartoffel verdrängte hierzulande das kleine Korn von der Tafel der einfachen Leute.

Die Untersuchungen unter der Leitung von Dragana Filipović, John Meadows, Marta Dal Corso und Wiebke Kirleis von der Universität Kiel und unter Beteiligung von Örne Akeret von der IPNA der Universität Basel sind mittler-

weile in der Zeitschrift «Scientific Reports» 2020 veröffentlicht.

Bericht: Reto Marti

Binningen, St. Margarethen. Die Hirsekörner stammen aus der mit Siedlungsschutt der Schnurkeramischen Kultur verfüllten Grube.



Erstmals seit über
hundert Jahren wieder
am gleichen Ort ver-
eint: Mondhörner von
Mörigen aus verschie-
denen Museen.



Mondhörner – eine «kultische» Sonderausstellung im Museum.BL

Ausgrabungen bringen immer wieder faszinierende Tonobjekte zu Tage: so genannte Mondhörner. Seit über 160 Jahren zerbricht sich die Archäologie den Kopf über diese geheimnisvollen Kultgegenstände aus der Spätbronzezeit, das heisst der Zeit von 1300 bis 800 vor Christus. Sie finden sich vor allem in Siedlungen, seltener in Gräbern, Höhlen oder auf Anhöhen. In den letzten Jahren gab es einige spektakuläre Neufunde: am Rainenweg in Reinach (vgl. Jahresbericht 2018, S. 37 f. und 86 ff.), in Boswil (Kt. Aargau) auf dem Huebacher und im Äbnetwald bei Cham-Oberwil (Kt. Zug).

Vor diesem Hintergrund ist es erstaunlich, dass noch nie eine Sonderausstellung zum Thema zustande kam. Dies änderte sich 2020, als eine Gruppe von fünf Schweizer Museen – Museum.BL, Liestal; Museum für Archäologie Thurgau, Frauenfeld; Museum Burghalde, Lenzburg; Museum für Urgeschichte(n), Zug und Neues Museum Biel – die Neuentdeckungen zum Anlass nahm, eine Wanderausstellung zu konzipieren. Als erste Sta-

tion kam das Museum.BL zum Zug, wo «Mondhörner. Rätselhafte Kultobjekte der Bronzezeit» vom 9. August bis zum 22. November 2020 zu sehen war – glücklicherweise just in jener Zeit, in der die Museen unter Einhaltung von Schutzkonzepten geöffnet hatten.

Regierungsrat Thomas Weber spannte in seiner Eröffnungsrede einen Bogen von der Schutzsymbolik der Mondhörner zur Covid-Pandemie.



Same but different: Die Formen- und Grössenvielfalt der Mondhörner sorgte dafür, dass die Betrachtung nie langweilig wurde.

Gezeigt wurden, dank Leihgaben von 13 Institutionen, rund 40 der über 700 bekannten Mondhörner aus der ganzen Schweiz. Darunter befinden sich beispielsweise auch solche von Mörigen am Bielersee (Kt. Bern). Diese wurden nach den Ausgrabungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie es dazumal gang und gäbe war, ver-

kauft, verschenkt oder eingetauscht. Dank Leihgaben aus Basel (Museum der Kulturen), Bern (Historisches Museum), Biel (Neues Museum) und Zürich (Landesmuseum) konnten nun wieder fünf der verstreuten Exemplare zusammengeführt werden. Und auch der Fund von 1851 auf dem Ebersberg unweit von Berg am Irchel (Kt. Zürich), der Ausgangspunkt der Mondhornforschung überhaupt, war Teil der Ausstellung.

Der Schreibende (und Mit-Kurator) hatte im Vorfeld so seine Bedenken, ob eine solch «einseitige» Objektauswahl mit der Zeit nicht langweilig sein würde. Aber die Vielfalt der Mondhörner ist so aussergewöhnlich, dass diese Sorge schnell vergessen war. Die meisten bestehen aus Ton, einzelne aber auch aus Sandstein. Es gibt Miniatur-Versionen und solche von beachtlicher Grösse. Viele sind reich verziert, andere kommen schlicht daher. Abgesehen davon bereicherten auch noch andere Funde wie mondformige Schmuckanhänger oder Bukranien (gehörnte Tierschädel) sowie weitere Kultobjekte wie ein kleiner Menhir, ein so genannter Firstziegel und ein Rillenstein die Schau.



Auch das Publikum fand die Ausstellung alles andere als langweilig, wie der grosse Zuspruch und zahlreiche Rückmeldungen belegen. Dies war wohl nicht zuletzt auch der sehr stimmigen Gestaltung von Reto Kurth, Handwerksstätte Laufen, und Lena Tamini, Tamini Design Basel, geschuldet. Wer die Sonderschau in Liestal, Frauenfeld

und Lenzburg verpasst hat, dem bleibt noch die Möglichkeit, sie von Sommer bis Herbst 2021 in Zug und im Winter/Frühjahr 2022 in Biel zu besuchen. Die genauen Daten findet man unter www.mondhoerner.ch.

Bericht: Andreas Fischer

Auch junge Gäste zogen die rätselhaften Objekte in den Bann. Wer wollte, durfte sich sein eigenes Mondhorn modellieren.



Von Häusern und Abfall: Reinach-Nord in spätkeltisch-römischer Zeit

In der ausgehenden Eisenzeit und in der Römerzeit erstreckte sich in Reinach-Nord am Fusse des Bruderholzes eine ausgedehnte Siedlung.

In den letzten Jahren hat sich der Norden der Gemeinde Reinach mit seinen prähistorischen und römischen Siedlungsspuren als wahrer archäologischer Hotspot herauskristallisiert. Eine ausführliche Auswertung zu den Strukturen aus der späten Eisen- und Römerzeit liegt nun in Form einer Doktorarbeit vor, welche die Schrei-

bende kürzlich am Institut für Archäologische Wissenschaften der Universität Bern vorgelegt hat. Nachdem das Projekt vor einigen Jahren bereits beschrieben wurde, werden nachfolgend einige ausgewählte Resultate vorgestellt (vgl. Jahresbericht 2014, S. 160 ff.). Eine ausführliche Publikation zu den hier lediglich skizzierten Ergebnissen ist vorgesehen.



Die grosse Mehrheit der untersuchten Befunde und Funde bezieht sich auf ein spätkeltisches Gehöft und wurde im Rahmen dieser Auswertung in Phase 1 und Phase 2 unterteilt. Unter Phase 3 sind alle römischen Strukturen. Sie umfassen einerseits die von Sandra Ammann 2003 vorgelegten Einzelbefunde, die sie als Überreste eines Gutshofs interpretierte und «Reinach-Nord» benannte. Andererseits wurden auch die von 2002 bis 2005 im Areal «Mausacker» neu entdeckten römischen Befunden dieser Phase zugewiesen. Im Rahmen der Auswertung ist ein möglicher Zusammenhang zwischen der Siedlung der späten Eisenzeit und den römischen Strukturen untersucht worden, weshalb der Begriff «Reinach-Nord» auch für

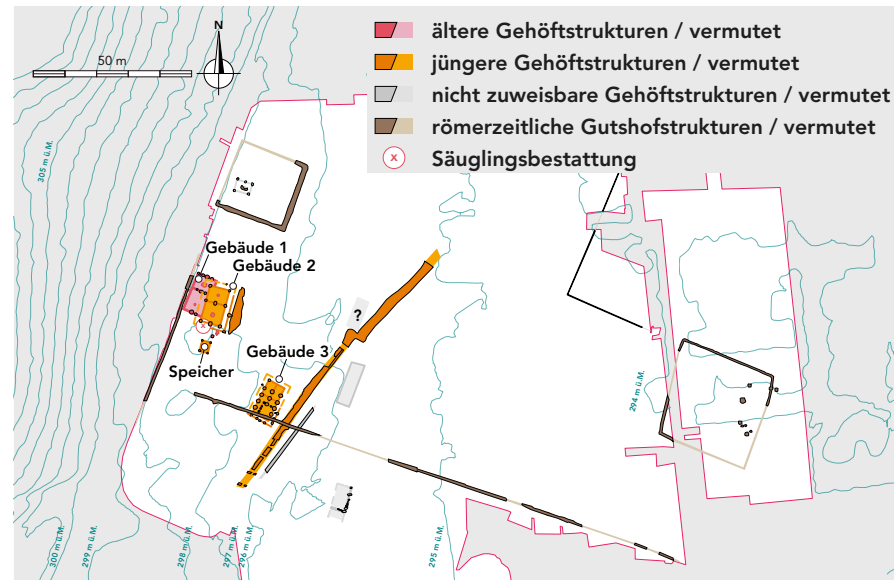
das spätlatènezeitliche Gehöft übernommen wurde. Aus Zeitgründen nicht berücksichtigt sind die 2018 am «Rainenweg» entdeckten spätlatène- und römertzeitlichen Hinterlassenschaften (vgl. Jahresbericht 2018, 34 ff.).

Die späteisenzeitliche Siedlung besteht aus mindestens sechs Gebäuden, einem Speicher, einer Vorratsgrube und zwei Gräben unbekannter Funktion. Sie erstreckt sich auf einer Fläche von 2,1 Hektaren. Mangels Spuren einer Umfriedung lässt sich nicht beurteilen, ob es sich hierbei um den Ausschnitt einer grösseren Siedlung oder das gesamte besiedelte Areal handelt. Nach Westen jedenfalls dürfte der Siedlungsrand erreicht sein, da unmittelbar anschliessend der Anstieg zum Bruderholz beginnt.

Über die erste Phase der spätkeltischen Siedlung ist wenig bekannt. In einem zuvor unbebauten Gebiet wurde zu einem unbestimmten Zeitpunkt im Verlauf der späten Eisenzeit Gebäude 1 errichtet, ein massiver Pfostenbau mit zwei Feuerstellen respektive Öfen. Aus einem der Pfostenlöcher

wurde ein Holzkohlefragment entnommen und mittels der Radiokarbon-Methode um 186–51 vor Christus datiert. Es ist unklar, ob sich diese Datierung auf die Bauzeit des Gebäudes bezieht, denn die untersuchte Holzkohle muss nicht zwingend vom Pfostenbau stammen. Sie kann auch später in die Grube gelangt sein. Mangels weiterer Funde

Die im Areal «Mausacker» untersuchten Strukturen lassen sich in drei Phasen unterteilen.

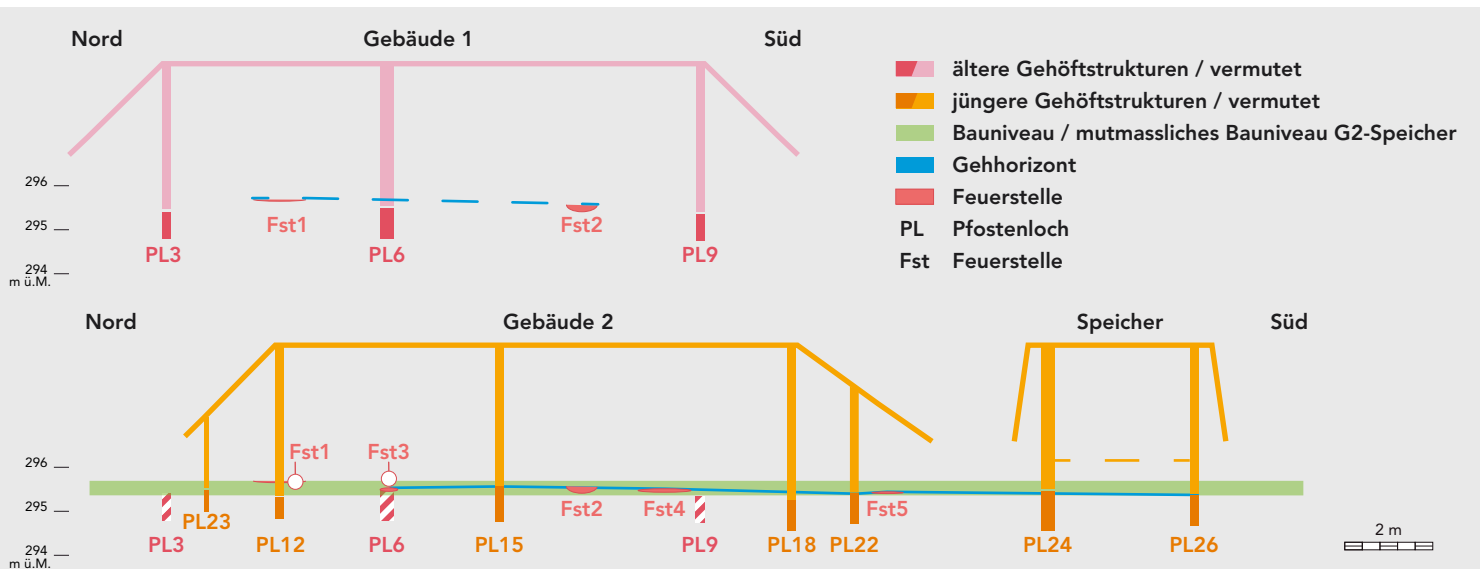


Der rekonstruierte Längsschnitt durch Gebäude 1, Gebäude 2 und den Speicher erlaubt, die Abfolge der Gebäude besser nachzuvollziehen.

lässt sich dieser Sachverhalt nicht überprüfen. Zur gleichen Phase wird eine Vorratsgrube gezählt. Ob auch Gebäude 3 bereits in Phase 1 errichtet wurde, bleibt ungewiss.

Vermutlich fand im Verlauf der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts und noch vor den Ereignissen des

Gallischen Kriegs um 58 vor Christus eine grössere Umgestaltung des Gehöfts statt. Dabei wurde Gebäude 1 aufgegeben und niedergebrannt, um Platz für das jüngere Gebäude 2 an derselben Stelle zu schaffen. Dies markiert das Ende der ältesten Siedlungsphase und den Beginn von Phase 2. Es erklärt auch, wieso die erste Phase so schwer fassbar ist:

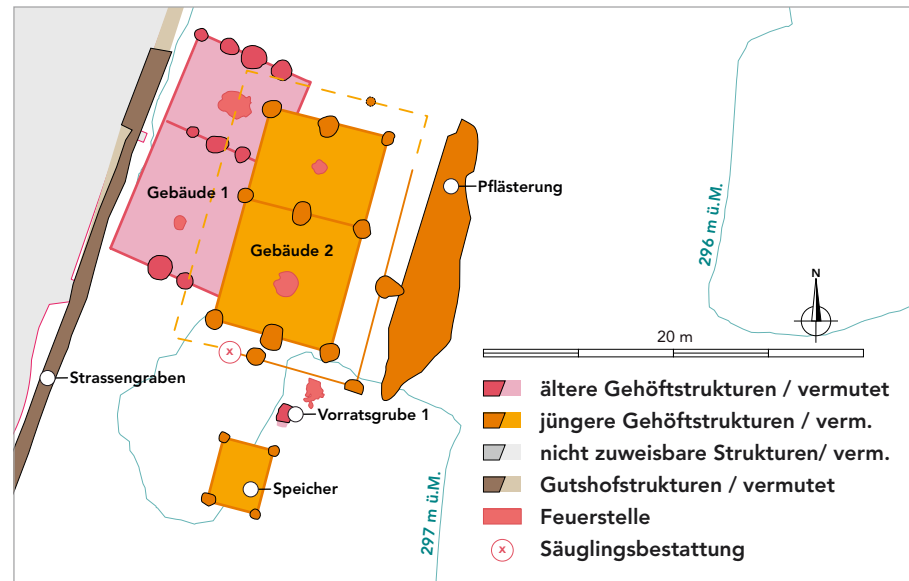


Nach Abbruch der Strukturen wurde der Brandschutt und somit auch allfälliger Siedlungsabfall abgetragen und entsorgt. Dabei erwiesen sich die Erbauer von Gebäude 2 als äusserst pragmatisch. Sie trugen vom Vorgängerbau nur soviel wie nötig ab: Letzte Reste der Pfosten und sogar den Unterbau der Feuerstellen liess man stehen. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde auch die Vorratsgrube aufgegeben.

Das jüngere Gebäude 2 ist in Aufbau und Ausmass sehr ähnlich wie der Vorgängerbau und unterscheidet sich nur durch eine leicht abweichende Orientierung. Es ist zudem mindestens auf zwei Seiten von einem Vordach oder einer Portikus umgeben. In diesem Bereich wurde bei einem der Pfosten in geringer Tiefe ein Säugling, möglicherweise eine Totgeburt, bestattet. In der Antike war es weit verbreitet, Neugeborene innerhalb des Hausgrundrisses zu begraben. Parallelen dazu sind auch aus der späteisenzeitlichen Siedlung Basel-Gasfabrik bekannt. Die anthropologischen Bestimmungen hat Sandra Pichler (IPNA, Universität Basel) durchgeführt.

Nur 2,5 Meter südlich von Gebäude 2 und seines Vordaches stand ein Speicher mit abgehobenem Boden. Beide Bauten weisen eine gemeinsame Ausrichtung auf und gehören deshalb wohl zusammen. Gebäude 3 im Süden, das zu einem unbestimmten Zeitpunkt umgebaut wird, datiert in seiner letzten Umgestaltung ebenfalls in Phase 2.

Die Lage der Gebäude 1 und 2 östlich der Strasse, die über den zugehörigen Graben allerdings erst für die Römerzeit nachgewiesen ist.



Beispiel von Siedlungsmüll, bestehend aus Keramikscherben (hier grössere Amphorenstücke), Tierknochen und verbranntem Lehm.

Die Bauten der Phase 2 ereilte dasselbe Schicksal wie ihre Vorgängergebäude: Sie wurden niedergebrannt. Dass es sich nicht um ein Schladfeuer handelte, lässt sich an zwei Merkmalen feststellen. Einerseits waren zum Zeitpunkt des Feuers ein Teil der Wände und vermutlich auch des Daches von

Gebäude 2 bereits eingestürzt. Andererseits finden sich keine Hinweise auf einen aktiven Haushalt: Unter der beachtlichen Fundmenge ist kein einziges Gefäss oder Objekt ganz oder annähernd vollständig. Im Gegenteil: Der stark fragmentierte Zustand der Funde weist darauf hin, dass es sich um liegen gebliebenen Siedlungsabfall handelt.

Der einzige Hinweis auf eine Siedlungsaktivität ist das Lagergut, das sich zum Zeitpunkt des Brandes noch im Speicher befand. Entsprechend den Bestimmungen von Örnekeret (IPNA, Universität Basel) handelt es sich dabei mehrheitlich um Vorräte von Dinkel und Emmer und in kleinerem Ausmass um Hülsenfrüchte und Haselnüsse. Ausgewählte Getreideproben sind von Sönke Szidat (Departement für Chemie, Biochemie und Pharmazie, Universität Bern) mittels der Radiokarbon-Methode um 21 vor bis 25 nach Christus datiert worden. Dies deckt sich bestens mit der zeitlichen Einordnung des Fundmaterials aus Phase 2, dessen jüngste Elemente in die Regierungszeit von Kaiser Augustus (27 v. Chr. – 14 n. Chr.)



gehören. Demzufolge wurde das Gehöft erst in augusteischer Zeit verlassen und zu einem nicht datierbaren späteren Zeitpunkt niedergebrannt. Womöglich steht die Aufgabe im Zusammenhang mit der Neugründung der Kolonie in Augusta Raurica um 15/10 vor Christus und den damit verbundenen Veränderungen im Strassennetz. Jedenfalls hebt sich Reinach-Nord von der Mehrheit der spätlatènezeitlichen ländlichen Siedlungen auf Schweizer Boden ab, die man in der Regel bereits in der ausgehenden Eisenzeit aufgegeben hat.

Nach dem Brand der verfallenen Häuser und des Speichers fanden in diesem Areal keine nennenswerten Räumungsarbeiten statt. Dies zeigt sich an den lokal begrenzten Konzentrationen von Siedlungsabfall im Bereich der Gebäudegrundrisse. Zudem legt das Fehlen anpassender Fragmente zwischen dem Fundmaterial aus den verschiedenen Konzentrationen nahe, dass keine Materialumlagerungen oder Vermischungen der jeweiligen Hausabfälle stattgefunden haben. Somit spiegeln die einzelnen Fundanhäufungen die Tätigkeiten

wider, welche in bestimmten Siedlungsabschnitten kurz vor dem Verlassen des Gehöfts ausgeführt wurden. Aus diesem Grund wurde im Rahmen der Doktorarbeit die Analyse der Fundverteilung und der Zusammensetzung der Fundkonzentrationen besonders stark gewichtet.

Die Wände von Gebäude 2 bestanden aus Fachwerk, wie an den Rutenabdrücken zu erkennen ist.



Im Brandschutt des Speichers fallen Wandlehmfragmente mit halbrunden Abdrücken auf (Pfeil).

Als erste Fundgattung wurde der Brandschutt untersucht, eine hervorragende Informationsquelle, um ehemalige Bauten zu rekonstruieren. Konkret wurde für die spätkeltische Siedlung eine unterschiedliche Bauweise zwischen dem Speicher und den restlichen Pfostenbauten festgestellt. Letz-

tere hatten Wände aus einem Geflecht, das mit Lehm verstrichen und hell getüncht war. In diesem Wandlehm liessen sich regelmässig Negative feststellen, die von Eisennägeln stammen könnten. Weiter wurden Nägel in grosser Anzahl bei der Errichtung des Daches respektive des Dachstuhls eingesetzt, wie ihr konzentriertes Vorkommen im Schutt von Gebäude 2 zeigt. Der Speicher hingegen bestand aus mit Lehm abgedichteten Bohlenwänden. Zumindes weisen die im Brandschutt des Speichers gefundenen Wandlehmfragmente mit den charakteristischen gerundeten Abdrücken darauf hin. Zudem fehlen hier Wandlehmfragmente mit Rutenabdrücken und grosse Mengen von Nägeln vollkommen.

An zwei weiteren Stellen des Gehöfts fallen grössere Konzentrationen von Wandlehm und spätlatènezeitlicher Siedlungsabfall auf. Da auch hier keine Hinweise auf Umlagerungen vorliegen, ist davon auszugehen, dass es sich um die letzten Überreste von weiteren niedergebrannten Gebäuden handelt.

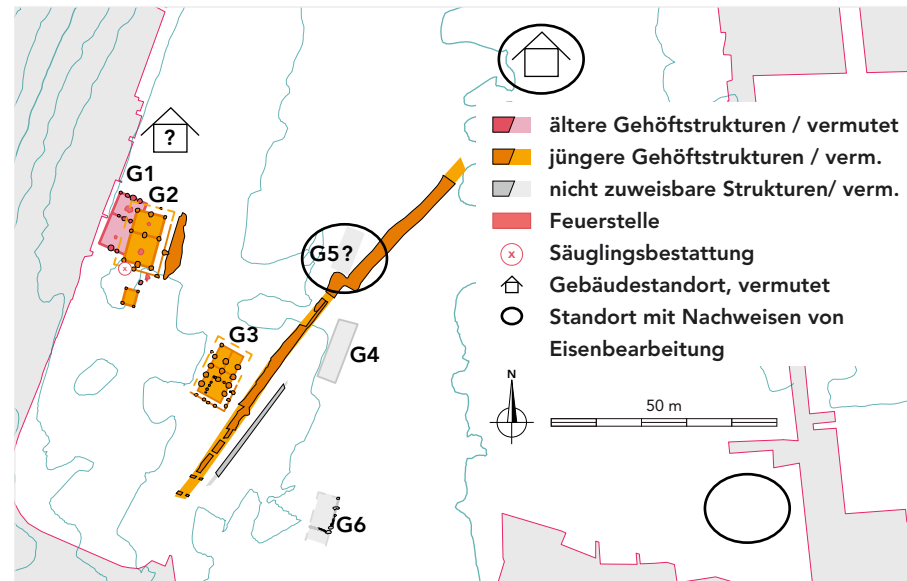


Darüber hinaus erlaubte die vertiefte Auseinandersetzung mit dem Fundmaterial, Bereiche im Gehöft zu erkennen, in denen Eisen geschmiedet wurde. Sie charakterisieren sich durch das Vorhandensein von verschlackten Lehmfragmenten mit Abdrücken von Winddüsen, kalottenförmigen Eisenschlacken, Hammerschlag sowie zur Wiedereinschmelzung aufgearbeitetes zerhacktes Alteisen. Diese Elemente kommen einzeln oder kombiniert vor. Angrenzend an das südliche Vordach von Gebäude 2 findet sich zudem eine Esse. Im Jahresbericht 2014 wurde sie noch als Feuerstelle angesprochen. Der Aufbau und die intensiven Feuerspuren sprechen jedoch für einen handwerklichen Gebrauch. Ob diese Esse nur während der Errichtung des Gebäudes für die Produktion der Eisennägel benutzt wurde oder längere Zeit in Gebrauch war, ist ungewiss. Jedenfalls hatte man ihre Umfassung zum Zeitpunkt des Brandes bereits abgebrochen und niedergelegt.

Um Fragen zur Ernährung der Bewohnerinnen und Bewohner dieser Siedlung zu untersuchen, wurden neben den bereits genannten archäobo-

tanischen Resten auch Knochenfunde analysiert. Hierzu wurde Sabine Deschler-Erb (IPNA, Universität Basel) beauftragt, ausgewählte Tierknochen zu bestimmen. Wegen der schlechten Erhaltung liessen sich die tierischen Nahrungsmittel indes nur in groben Zügen belegen. Nachweislich

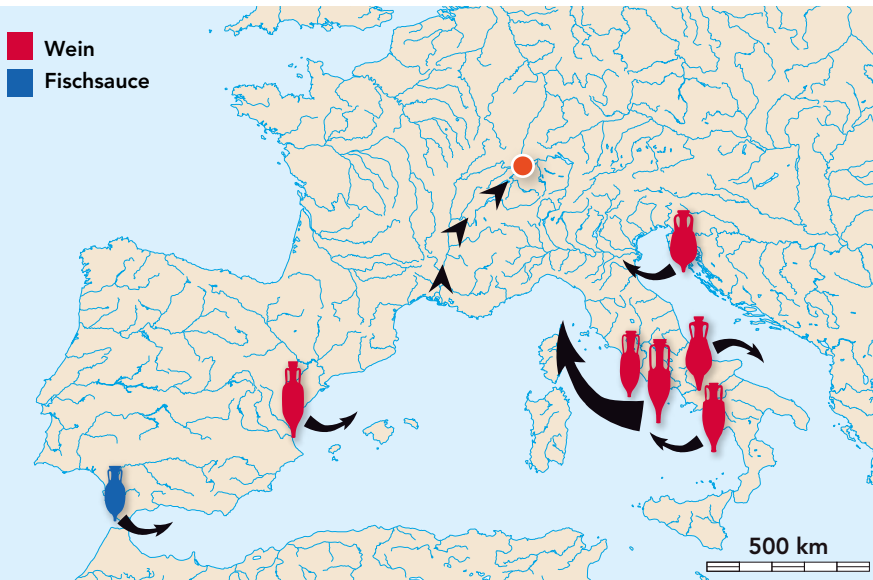
Fundkonzentrationen lassen zwei weitere Gebäudestandorte sowie drei Bereiche, in denen Eisen geschmiedet wurde, erkennen.



Über das Rhonetal fanden etliche Amphoren aus dem Mittelmeerraum ihren Weg nach Reinach.

wurden die Rinder und Pferde – beziehungsweise Equiden – im besten Alter geschlachtet, wonach hier Fleisch von hervorragender Qualität konsumiert wurde. Eine solche Ernährung stand sicher nicht der gesamten damaligen Bevölkerung zur Verfügung.

Auf einen gehobenen Lebensstil weist auch der regelmäßige und vielfältige Genuss von mediterranen Lebensmitteln hin. Belege dafür sind die Amphoren, in denen diese gehandelt wurden. Im untersuchten Areal sind über 80 Amphoren nachgewiesen. Dank den naturwissenschaftlichen Analysen von Gisela Thierrin-Michael (Department of Geosciences, Université de Fribourg) liess sich in den meisten Fällen die Herkunft dieser Gefässe und somit der darin gehandelte Inhalt bestimmen. In erster Linie handelt es sich dabei um italienischen Wein, von dem insgesamt mindestens 2000 Liter konsumiert wurden. Zusätzlich und in deutlich kleinerem Ausmass ist Wein aus der *Tarracoenensis*, dem heutigen Katalonien, und aus Istrien importiert worden. War der Genuss von Wein in keltischer Zeit bereits weit verbreitet, lässt sich der Verzehr von Fischsauce in unseren Breitengraden erst ab augusteischer Zeit mit Sicherheit belegen. Diese Saucen wurden zum Würzen von Speisen gebraucht und vermischt mit Wein oder Wasser auch getrunken. Weil von der entsprechenden



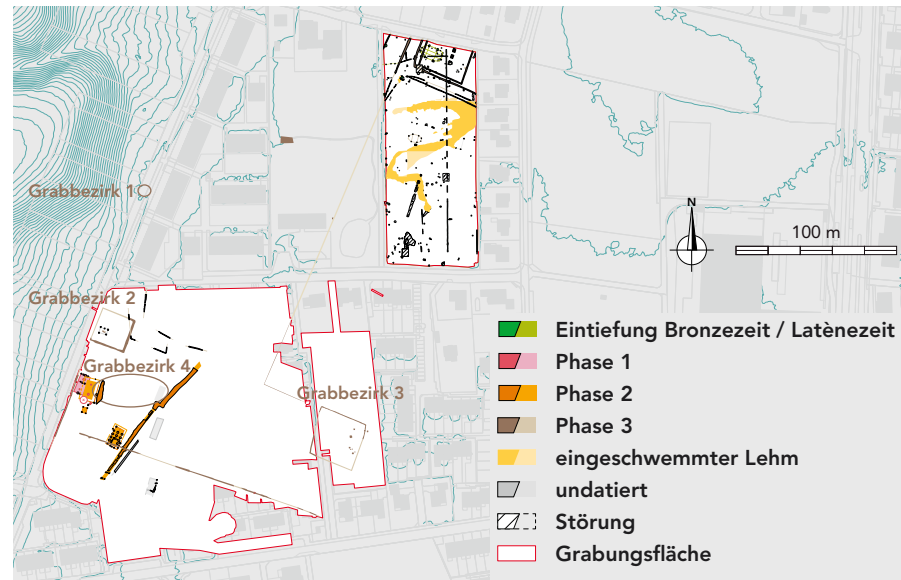
Amphore aus Reinach-Nord nur noch eine Handvoll kleinster Scherben erhalten ist, lässt sich diese nur dank ihrem Fundort grob in die ausgehende Eisenzeit oder in augusteische Zeit datieren.

Nach Aufgabe des Gehöfts lag die untersuchte Fläche während längerer Zeit brach. Wann genau die römische Phase 3 einsetzt, lässt sich zurzeit nur schwer bestimmen. Jedenfalls wurde das Gebiet «Mausacker» ab dem letzten Viertel des 1. Jahrhunderts nach Christus als Bestattungsareal genutzt, das in verschiedene Bezirke gegliedert war. Weiter sind diverse Gräben nachgewiesen, deren Funktion sich vermutlich erst durch die Untersuchung der vielversprechenden Befunde aus der Flur Rainenweg bestimmen lässt. Diese Fläche wurde 2015 im Rahmen dieses Projekts von Manuel Buess (Archäologischer Dienst des Kantons Bern) mit Erfolg geophysikalisch untersucht. Doch erst die Ausgrabungen 2018 erbrachten hier, erstmals für Reinach-Nord, den Nachweis grösserer zusammenhängender Strukturen aus der römischen

Kaiserzeit – die zudem berechtigte Zweifel an der bisherigen Interpretation als *villa rustica* aufkommen lassen. Weitere Erkenntnisse sind von der ausstehenden Auswertung zu erhoffen.

Bericht: Debora C. Tretola Martinez

Die römischen Befunde vom «Rainenweg» (2018) fügen sich bestens in die bereits bekannten Strukturen dieser Zeit ein.



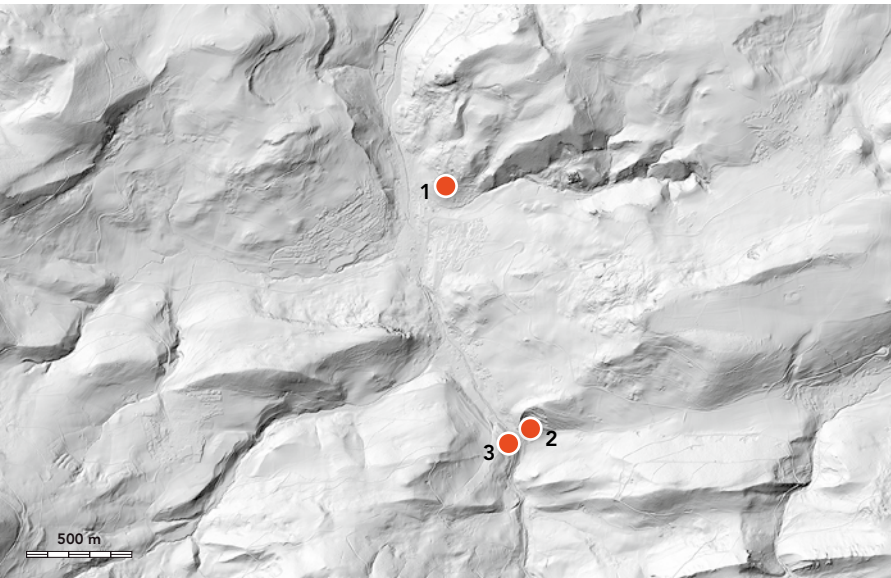
Am Ende eines Tals – Untersuchungen an mittelalterlichen Skeletten aus Reigoldswil

Die Lage der drei untersuchten Bestattungsplätze im Talkessel von Reigoldswil: Bergli (1), Ziegelhölzli (2) und Kilchli (3).

Bereits aus dem 18. Jahrhundert wird über den Fund eines frühmittelalterlichen Grabes in Reigoldswil berichtet. Bei Bauarbeiten im letzten Jahrhundert sind weitere Meldungen hinzugekommen, so dass auf dem Gemeindegebiet von Reigoldswil gegenwärtig drei Bestattungsareale dieser Zeitstellung

bekannt sind. Zwei dieser Begräbnisstätten wurden in den 1990er Jahren archäologisch genauer untersucht. Die 97 Skelette des 1903 entdeckten Gräberfeldes im «Bergli» sowie die 198 Individuen des seit 1746 bekannten Bestattungsortes «Ziegelhölzli» und des gegenüberliegenden, 1994 ausgegrabenen «Kilchli» wurden nun im Rahmen einer Dissertation an der Universität Bern analysiert. Sie geben einen einmaligen Einblick in die Lebensverhältnisse von Menschen des frühen und hohen Mittelalters im Oberbaselbiet.

Die Begutachtung der Skelettreste erfolgte zuerst rein morphologisch mit etablierten anthropologischen Methoden. Diese erlauben Rückschlüsse auf das Sterbealter, das Geschlecht, die Körperhöhe und auch auf gewisse Erkrankungen, ohne das Knochen zerstört werden müssen. In einem zweiten Schritt wurden 46 Knochenproben für eine Radiokarbondatierung und weitere 171 Knochenproben zur Analyse von stabilen Isotopenverhältnissen der Kohlenstoff-, Stickstoff-, Schwefel- und Wasserstoffisotope entnommen. Diese Untersuchungen liefern Hinweise auf die



Ernährungsstrategie einer Gesellschaft und auf eingewanderte Individuen. Von dreizehn Skeletten wurden zudem Knochenproben zur aDNA-Analyse eingesandt, um krankhafte Veränderungen näher zu diagnostizieren.

Die dreizehn Radiokarbon-Datierungen aus dem Gräberfeld «Bergli» bestätigen die archäologische Datierung gut. Die Anfänge des Bestattungsortes liegen um 620 nach Christus, die letzten Beisetzungen dürften während des 9. Jahrhunderts erfolgt sein. Die Skelette aus dem «Ziegelhölzli» sind archäologisch anhand von Grabbeigaben ins ganze 7. Jahrhundert datiert. Hier wurde also gleichzeitig wie im «Bergli» bestattet. Etwas später, ab 650 nach Christus, setzen die ersten Grablegungen am gegenüberliegenden Ufer der Hinteren Frenke beim «Kilchli» ein. Hier liessen sich verschiedene Nutzungsphasen mithilfe von 33 Datierungen rekonstruieren. Während des 8. Jahrhunderts wurde sehr wahrscheinlich ein Wohnturm errichtet, der sich im Fundament des heute noch sichtbaren Kilchlis wiederfindet. Auch der Fund von sehr seltenen Ofenkacheln aus der Zeit erhärtet die

Hypothese eines Wohngebäudes. Gleichzeitig wurde auf dem Gelände weiter bestattet. Das erste archäologisch fassbare Kirchengebäude dürfte frühestens Ende des 9. Jahrhunderts erbaut worden sein. Aus den beiden folgenden Jahrhunderten sind nur wenige Gräber nachgewiesen. Im Verlauf des

Frühmittelalterliche Kleinkindergräber im «Kilchli». Ein etwa 18-monatiges Kind lag in einer «Kiste» aus zerlegten Mühlsteinen.



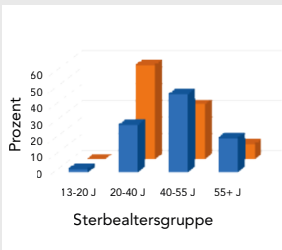
Die Verteilung der Sterbealter der erwachsenen Individuen in den drei untersuchten Gruppen zeigt deutliche Unterschiede.

12./13. Jahrhunderts wurde das Kirchlein erneuert und vergrößert. Die in diese Zeit datierten Bestattungen stehen also im Zusammenhang mit dem jüngeren Sakralbau, der 1562 säkularisiert wurde. Anhand der vorliegenden Datierungen und der stratigraphischen Lage lassen sich die Bestattungen

vor und nach 1000 in die Gruppen «Kilchli A» und «Kilchli B» einteilen.

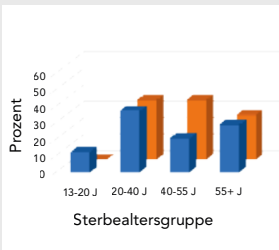
Die Verteilung der Sterbealter der insgesamt 295 untersuchten Skelette zeigt für die Individuen aus dem «Bergli» einen für das Frühmittelalter gängigen Verlauf. Auffallend viele junge Frauen sind im gebärfähigen Alter zwischen dem 20. und dem 40. Lebensjahr verstorben. Die Männer dieser Serie wurden deutlich älter. Kinderskelette finden sich kaum – auch dies typisch für frühmittelalterliche Friedhöfe. In der zeitgleichen Gruppe «Ziegelhölzli»/«Kilchli A» verstarben die Frauen hingegen meist erst in einer späteren Lebensphase nach dem 40. Lebensjahr. In der hochmittelalterlichen Gruppe «Kilchli B» überlebten die Frauen die Männer sogar deutlich. Ein Drittel der Frauen erreichte dort die senile Altersphase, während nur ein Zehntel der Männer so alt wurde.

Erwachsene Bergli



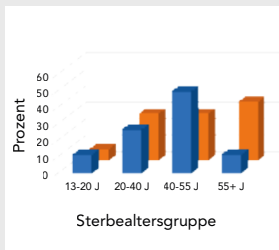
■ Männer (n=38)
■ Frauen (n=21)

Erwachsene Kilchli A



■ Männer (n=24)
■ Frauen (n=11)

Erwachsene Kilchli B



■ Männer (n=26)
■ Frauen (n=14)

Aus beiden Teilgruppen des «Kilchlis» sind viele Kinderbestattungen belegt. Für das Frühmittelalter nimmt der Fundplatz eine besondere Stellung ein, denn diese Kinder sind im Gegensatz zu

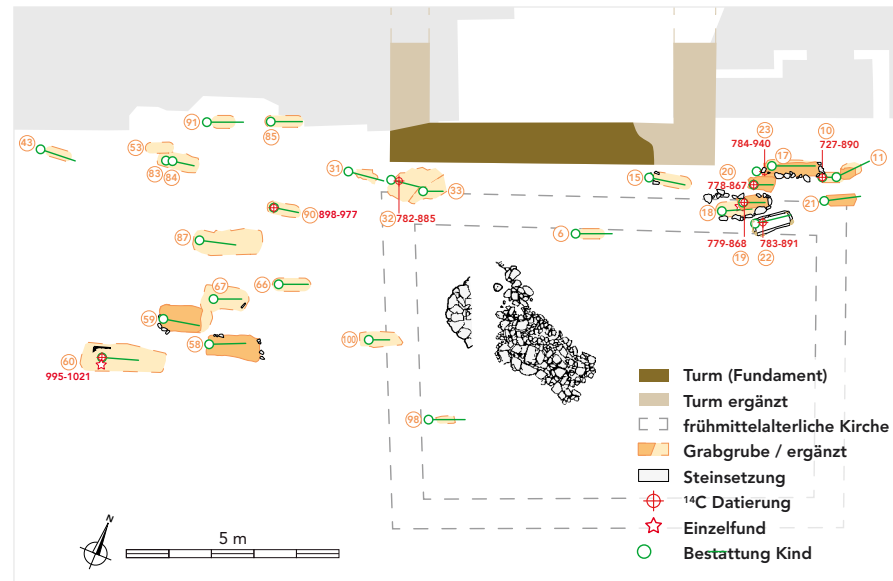
denjenigen aus dem Hoch-/Spätmittelalter nicht in einer Kirche bestattet, sondern an den beiden Ecken südlich des postulierten Wohnturms. Im Hochmittelalter hingegen finden sich die meisten Säuglingsbestattungen im Kircheninnern beim Eingang und entlang der Nordmauer.

Die Geschlechtsverteilung der Bestatteten aller drei Gruppen ist auffällig zu Gunsten der Männer verschoben. In den beiden frühmittelalterlichen Gruppen «Bergli» und «Kilchli A», aber auch in der hochmittelalterlichen Gruppe «Kilchli B» sind doppelt so viele Männer wie Frauen bezeugt.

Die Körpergrössen unterscheiden sich zwischen den Fundstellen, aber auch zwischen den früh- und hochmittelalterlichen Bestattungsgruppen. Im «Kilchli A» finden sich die höchsten Durchschnittswerte für Männer und Frauen. Mit 172,1 beziehungsweise 162,8 Zentimeter gehören sie sogar zu den grössten in der Schweiz berechneten Mittelwerten aus dieser Zeit. Im «Bergli» liegen die entsprechenden Masse bei 170,9 beziehungs-

weise 158,0 Zentimeter. Die hochmittelalterlichen Männer und Frauen der Gruppe «Kilchli B» unterscheiden sich mit einer durchschnittlichen Körpergrösse von 169,6 Zentimeter für die Männer und 160,9 Zentimeter für die Frauen nicht von anderen zeitgleichen Serien aus der Schweiz.

Die Verteilung der frühmittelalterlichen Kinderbestattungen mit den ^{14}C -Daten südlich des vermuteten Turms im «Kilchli».



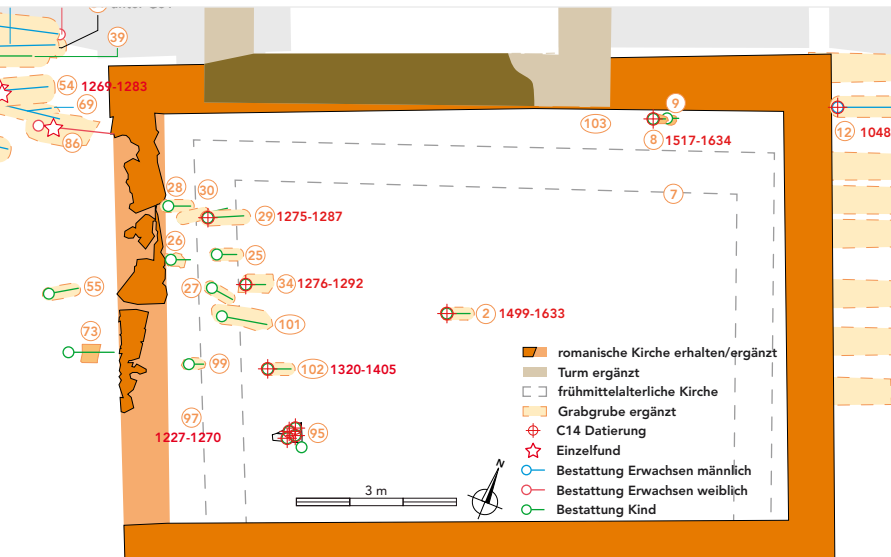
Lage der hochmittelalterlichen und vorreformatorischen Säuglingsbestattungen im «Kilchli» mit ¹⁴C-Daten.

Die Sterbealtersverteilung der Erwachsenen wie auch die Körpergrössen deuten darauf hin, dass sich um das «Kilchli» im Frühmittelalter eine sozial hochstehende Bevölkerungsgruppe niedergelassen hat. Für das Hoch- und Spätmittelalter kann dort die Anwesenheit von sozial höherstehenden

Frauen postuliert werden. Trotz ihrer gehobenen Stellung litt die Bevölkerung im «Kilchli» signifikant häufiger unter Knochenhautentzündungen an den Schienbeinen. Diese Entzündungen können durch mechanische Reizung, diverse Infektionen, Mangelernährung und Venenentzündungen oder Tumore verursacht werden. Ob hier die Nordhanglage des bewohnten Gebietes Infektionen begünstigt hat, lässt sich nur vermuten. Tatsache ist aber, dass Schnee und Kälte hier am engen Ende des Tals bis weit in den Frühling hinein bestimmend bleiben können.

In beiden frühmittelalterlichen Gruppen sind Knochenläsionen an Wirbeln, Rippen Brustbeinen und an einem Kniegelenk zu beobachten. Ursache hierfür könnte eine Tuberkuloseinfektion sein. Entsprechende Proben mehrerer Individuen wurden zur aDNA-Untersuchung eingesandt. Die Erhaltung des extrahierten Genmaterials war aber zu schlecht, um die Diagnosen zu bestätigen.

Verletzungen durch scharfe Gewalt sind im «Bergli» und in der Gruppe «Kilchli A» gleich häufig. Ver-

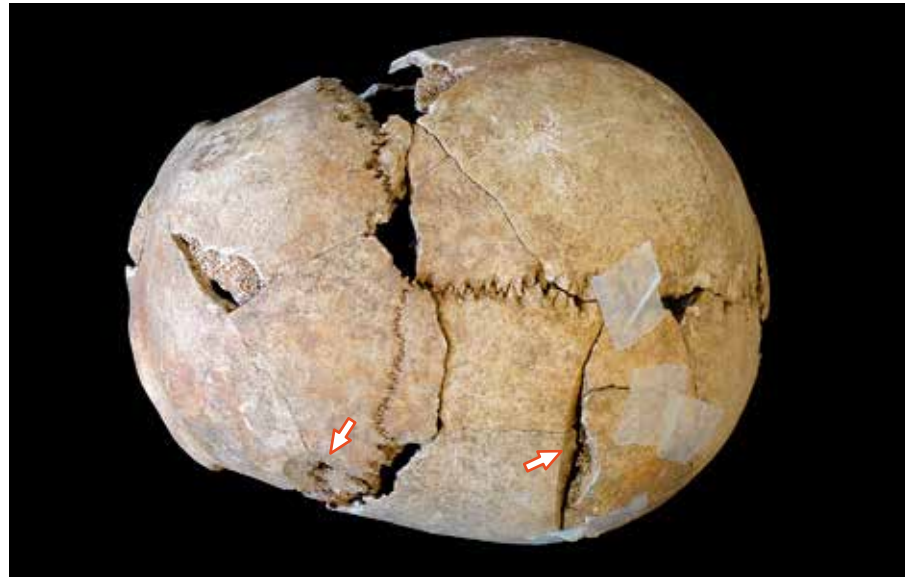


heilte Brüche an den Langknochen sind in beiden Serien selten. Im «Bergli» wurden bei mehreren Individuen Frakturen an den Händen festgestellt, während im «Kilchli A» Brüche der Rippen häufiger auftreten. Besonders die Männer der Serie «Kilchli B» scheinen öfters Unfälle und damit einhergehende Knochenfrakturen an den Extremitäten erlitten zu haben. Dies steht vielleicht mit den Bauarbeiten am Kirchengebäude in Verbindung, denn die Männer der Gruppe «Kilchli B» weisen im Ellbogen- und Handgelenk deutlich höhere Belastungen auf als die Männer aus dem Frühmittelalter. Auch ein Zusammenhang mit dem Schmiedehandwerk ist denkbar, finden sich im Umfeld des Ortes doch viele Eisenschlacken.

Die Ernährungsstrategien der drei untersuchten Gruppen scheinen sich nicht besonders voneinander unterschieden zu haben. Ein Vergleich der stabilen Isotopenverhältnisse von Kohlenstoff und Stickstoff zwischen menschlichen, tierischen und pflanzlichen Resten belegt eine Mischkost. Auf dem Speiseplan stand vor allem pflanzliche Nahrung mit einem Anteil an tierischem Eiweiss.

Fische spielten dabei keine Rolle. Der Fleischkonsum scheint im «Kilchli A» am höchsten gewesen zu sein, doch die Unterschiede sind statistisch nicht signifikant. Die Männer und Frauen der Gruppe unterscheiden sich zudem leicht in ihren Stickstoff- und Kohlenstoffisotopenverhältnissen, aber

Zwei tödliche Hiebverletzungen am Schädel eines etwa 42-jährigen Mannes aus dem Friedhof «Bergli».



So genannte Boxerfraktur an der Mittelhand eines etwa 34-jährigen Mannes aus dem Friedhof Bergli.

auch in denjenigen der Schwefel- und Wasserstoffisotope. Dies kann von andersartigen Ernährungsweisen der beiden Geschlechter herrühren, aber auch ein Hinweis auf unterschiedliche Herkunft der Männer und Frauen sein. Die entsprechenden Mittelwerte aus dem «Bergli» wie auch der Gruppe

«Kilchli B» sind so ähnlich, dass eine gleiche Ernährung wie auch Herkunft anzunehmen ist.

Da im «Kilchli» erstmals eine grössere Anzahl von verstorbenen Kleinkindern und Kindern aus dem Frühmittelalter erfasst wurde, konnten diese Reste ebenfalls im Hinblick auf die Ernährungsstrategie untersucht werden. Aus den Kohlenstoff- und Stickstoffisotopenverhältnissen der Kleinstkinder lässt sich herauslesen, dass die Säuglinge mit etwa 2,5 Jahren entwöhnt wurden. Weiter wird ersichtlich, dass die abgestellten Kinder speziell ernährt wurden. Die Werte deuten auf eine vegetarische Kost, die sehr wenig tierische Eiweisse enthielt. Erst die im jugendlichen Alter verstorbenen Individuen unterscheiden sich punkto Ernährung nicht von den erwachsenen Individuen. Im Gegensatz zu den frühmittelalterlichen Säuglingen wurden die im Kircheninneren bestatteten hoch- und spätmittelalterlichen Kinder erst etwa ein Jahr später abgestellt. Die Ernährung der abgestellten



Kinder liess sich aufgrund des Fehlens dieser Altersklasse nicht untersuchen.

Eine Herkunftsbestimmung der Menschen über die Verhältnisse der Schwefel- und Wasserstoffisotope ist zurzeit erst ansatzweise möglich. Erste Untersuchungen zum Schwefel deuten darauf hin, dass die Individuen aus Reigoldswil einheimische Signaturen tragen und nur zu einem sehr geringen Teil vom Mittelland oder gar der Bodensee-region kamen. Vergleiche mit der Oberrheinebene sind im Moment aufgrund fehlender Daten nicht möglich. Die Herkunftsanalyse über die Wasserstoffisotopenverhältnisse steckt noch in den Kinderschuhen, da bisher noch kein Umrechnungsfaktor vorliegt, der die Messwerte aus dem Knochenkollagen in Zusammenhang mit dem konsumierten Wasser stellen könnte. Dies würde es erlauben, auf die Herkunft von Einwanderern zu schliessen. Ein erster Versuch deutet auf eine lokale Signatur und für einen Teil der Verstorbenen auf einen Ursprung aus dem nördlichen Oberrheintal – auch

dies eine Spur, die die Archäologie aufgrund entsprechender Funde (Keramik und importierter Arkose-Mühlstein aus dem Elsass) bereits vorgegeben hat.

Bericht: Viera Trancik Petitpierre

Schief verheilte Frakturen am linken Schien- und Wadenbein mit Verkürzung des Beins. Etwa 45-jähriger Mann aus der Gruppe «Kilchli B».



Kloster Schöntal: was lange währt ...

So könnte das Kloster nach dem Bau der Kirche im späten 12. Jahrhundert ausgesehen haben (Joe Rohrer, Luzern).

Das Kloster Schöntal ist ein Ort mit reicher Vergangenheit. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts gründeten die Grafen von Frohburg den Konvent in einem idyllischen Seitental bei Langenbruck – die erste Anlage dieser Art im Gebiet des heutigen Kantons Basel-Landschaft und Schauplatz einer

langen, ereignisreichen und keineswegs nur gottesfürchtigen Geschichte. Bereits bei der Standortwahl standen wohl nicht nur die abgeschiedene Lage und gute Weideflächen im Fokus, sondern auch das Eisenerz der Umgebung, an dem die Frohburger bekanntermassen interessiert waren.

Ursprünglich als Doppelkloster für Mönche und Nonnen angelegt, folgte im 13. Jahrhundert eine Nutzung als reiner Frauenkonvent. Er spielte eine wichtige Rolle für regionale Adelsfamilien, die dort ihre Töchter unterbrachten. Die Frohburger als Schirmherren förderten die Anlage bis zu ihrem Aussterben 1367.

Zentraler Bau ist die 1187, also 40 Jahre nach der Gründung geweihte Klosterkirche mit ihrem bemerkenswerten, weitgehend erhaltenen Figürschmuck. Südlich davon lagen die Konventsbauten. Der Kreuzgang und der im Osten anschliessende Bau mit Kapitelsaal, Aufenthaltsraum und darüberliegendem Schlafsaal sind heute



OBJEKT
IN 3D

verschwunden. Im Erdgeschoss des aktuellen Gästrakts im Westen hingegen stecken noch bedeutende Teile aus dem Mittelalter.

1415 mussten die verarmten Nonnen das Kloster den Serviten übertragen, die nach den Regeln des heiligen Augustinus lebten und den Ort mit Ablassbriefen finanzierten und während den Pestzeiten als Wallfahrtsstätte zu einer letzten Blüte brachten. 1525 wurde das Kloster im Bauernkrieg gestürmt, geplündert und im Zuge der Reformation 1529 schliesslich aufgehoben sowie dem Basler Bürgerspital einverleibt, das hier einen Sennbetrieb einrichtete. Die Kirche diente letzterem als Wagen- und Geräteschuppen.

Bereits der Konvent besass eine Ziegelei, die bisher nicht lokalisierbar ist. 1645–1682 war dann in der mittlerweile profanisierten Kirche selber ein grosser Brennofen in Betrieb, und auf einer Bühne östlich davon formte man Backsteine, Dachziegel und Bodenplatten. 1687 wurde im ehemaligen Gotteshaus ein Zwischenboden eingezogen, um

das Obergeschoss als Kornschütte (Getreidelager) nutzen zu können. 1953 wurde der östliche Teil dieses Bodens abgetrennt und zu einer privaten Sommerwohnung umgebaut. Das Erdgeschoss blieb bis zur Renovation 1987 Remise, Magazin, Werkstatt und Holzlager.

Zeichen einer neuen Zeit: Von 1645 bis 1682 wurden in der ehemaligen Klosterkirche Ziegel gebrannt.



Vom ehemaligen Kloster sind bedeutende Reste erhalten geblieben, so die Kirche mit ihrem Figurenportal (links) und ein Christophorusbild (rechts).

Bereits im späten 17. Jahrhundert hatte man den Wirtschaftshof in das Grosse und Kleine Schöntal aufgeteilt. Zum Grossen gehörte die Kirche mit dem im Westen angrenzenden Gebäude, das Kleine bestand aus dem 1577 errichteten Südtrakt. Beide Höfe befinden sich seit der Kantonstrennung 1833 in Privatbesitz.

Bei der letzten Renovierung von 1987 kehrte ein bisschen vom Glanz früherer Tage zurück. Das Grosse Schöntal, seine zur Galerie umgebaute Kirche und die umliegende Juralandschaft mit darin eingebetteten Skulpturen zeitgenössischer Kunstschaffender entwickeln sich seither zum kulturellen Begegnungsort mit internationaler Ausstrahlung.



Die Klosteranlage war in den 1980er Jahren Ziel archäologischer Ausgrabungen. Die Auswertungsarbeiten zogen sich indes hin. Erst der Beizug von Felicia Schmaedecke, einer ausgewiesenen Kennerin der Mittelalterarchäologie und Kunstgeschichte, brachte den Stein ins Rollen. Mit Akribie und der nötigen Beharrlichkeit nahm sie sich die Dokumentation der damaligen Untersuchungen vor, überprüfte, berichtete und forschte nach – nicht nur in öffentlichen und privaten Archiven, sondern auch vor Ort, soweit es der heute einsehbare Bestand zuließ. Ergänzt wird ihre Arbeit durch Expertisen von Rahel C. Ackermann, Cornelia Alder, Sandra Billerbeck, Sabine Gisiger, Carola Jäggi, Hans-Rudolf Meier und Philippe Rentzel zum plastischen Dekor der Kirchenfassade, zu den Wandmalereifragmenten, zum Fund- und Baumaterial und zu den Bestattungen.

Entstanden ist nichts Geringeres als eine Referenz: Wer sich zukünftig mit der Geschichte des Klosters Schöntal und seiner Nachfolgebauten auseinandersetzen möchte, wird um das neue Buch, das als Band 54 der «Schriften der Archäologie Basel-

land» erschienen ist, nicht herumkommen. Wer die Kurzform bevorzugt, sei auf den zugehörigen Flyer verwiesen, der auf der Website der Archäologie Baselland bereitsteht.

Bericht: Reto Marti

Neue Form der Andacht: Heute treten im Schöntal zeitgenössische Skulpturen in Dialog mit der Landschaft.



Eine Szene aus der langen Geschichte der Burgruine Pfeffingen: In den Kriegswirren 1444 wird ein Bauernmädchen als Geisel benutzt, um Wein zu erpressen (alle Bilder: Joe Rohrer, Luzern)



Burgruine Pfeffingen: mit Aug und Ohr in die Vergangenheit

Die Burgruine Pfeffingen erstrahlt seit Herbst 2017 nach einer umfassenden Renovation in frischem Gewand und hat sich seither zum grossen Publikumsmagneten gemausert. Im Berichtsjahr nun hat die Archäologie Baselland das umfangreiche Informationsangebot vor Ort um eine neue Attraktion erweitert: Acht Bildstelen bieten den Besucherinnen und Besuchern die Möglichkeit, mit spannenden Hörgeschichten in die Vergangenheit der historischen Stätte einzutauchen. Jede der neuen Stationen zeigt ein Bild, wie exakt dieselbe Stelle zur Zeit, in der die Geschichte spielt, ausgesehen hat. Ein QR-Code, gescannt mit dem Smartphone, führt dann zur Erzählung. Im Anschluss kann man sich mit Bildern und kurzen Texten über die Hintergründe zum Gehörten schlau machen.

Was sah ein Falkner im Jahr 1083, wenn er von den Zinnen der Burg Pfeffingen blickte? Wie erging es einem Bauernmädchen in den kriegerischen Zeiten rund um die Schlacht von

Sankt Jakob an der Birs 1444? Und was geschah eigentlich mit dem ganzen Inventar, als die Burg im 18. Jahrhundert aufgegeben wurde? Um diese und weitere Fragen drehen sich die acht Hörgeschichten, die entscheidende Szenen aus der bewegten Vergangenheit des Ortes in Erinnerung rufen.

Eine der neuen Stationen, an der das Publikum eine Hörgeschichte abrufen kann.



Zwei weitere Szenarien:
der Falkner, ein Junge
und die Magd Hella
1083 (links) und die
Gant anlässlich der Auf-
gabe der Burg 1761.

Die Ruine Pfeffingen ist ein Ort mit reicher Geschichte. Als eine der grössten Burgen der Nordwestschweiz ist sie eine wichtige Landmarke des Birsecks und ein kulturgeschichtliches Denkmal von nationaler Bedeutung. Sie gehört zu den ältesten Anlagen dieser Art in der Region. Wohl um

1000 von den Grafen von Saugern gegründet, war sie vom 13. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts Sitz der Grafen von Tierstein. Wiederholt stand sie im Mittelpunkt kriegerischer Auseinandersetzungen. Nach 1519 gelangte sie in den Besitz des Bischofs von Basel, der sie zum Landvogteisitz



ausbaute. Das Bistum gab die weitläufige Anlage um 1750 auf und nutzte an ihrer Stelle das Blarer Schloss in Aesch. Danach verkam die Burg Pfefingen zur Ruine. Umfassende Sanierungsarbeiten ab 1931 sicherten den Erhalt der stark zerfallenen Anlage.

Aus dieser langen Geschichte hat die Historikerin und Autorin Barbara Piatti zusammen mit den Experten der Kantonsarchäologie acht Zeitpunkte ausgewählt. Die Schauspielerin Kathrin Veith und ihr Kollege Lukas Kubik haben die Stücke mit dem Team der Oslo-Studios in Basel ingespielt. Als Gastsprecherin hat Regierungsrätin Monica Gschwind einen Auftritt. Der Illustrator Joe Rohrer, Luzern, sorgte für die detailreichen, lebensnahen Rekonstruktionen.

Allen Beteiligten ist es gelungen, die Vergangenheit der Burgruine zu einem fesselnden Erlebnis zu machen, das Alt und Jung begeistern wird. Und

wem der Weg hoch zur Burg zu weit ist, kann sich die Geschichten auch in Ruhe zuhause anhören. Sie sind auf der Website der Archäologie Baselland frei zugänglich.

Bericht: Reto Marti

Im Einsatz für die Kulturvermittlung: Regierungsrätin Monica Gschwind und die Schauspielerin Kathrin Veith bei den Tonaufnahmen.



WÄHLEN SIE DEN GEWÜNSCHTEN BEREICH

ALLE

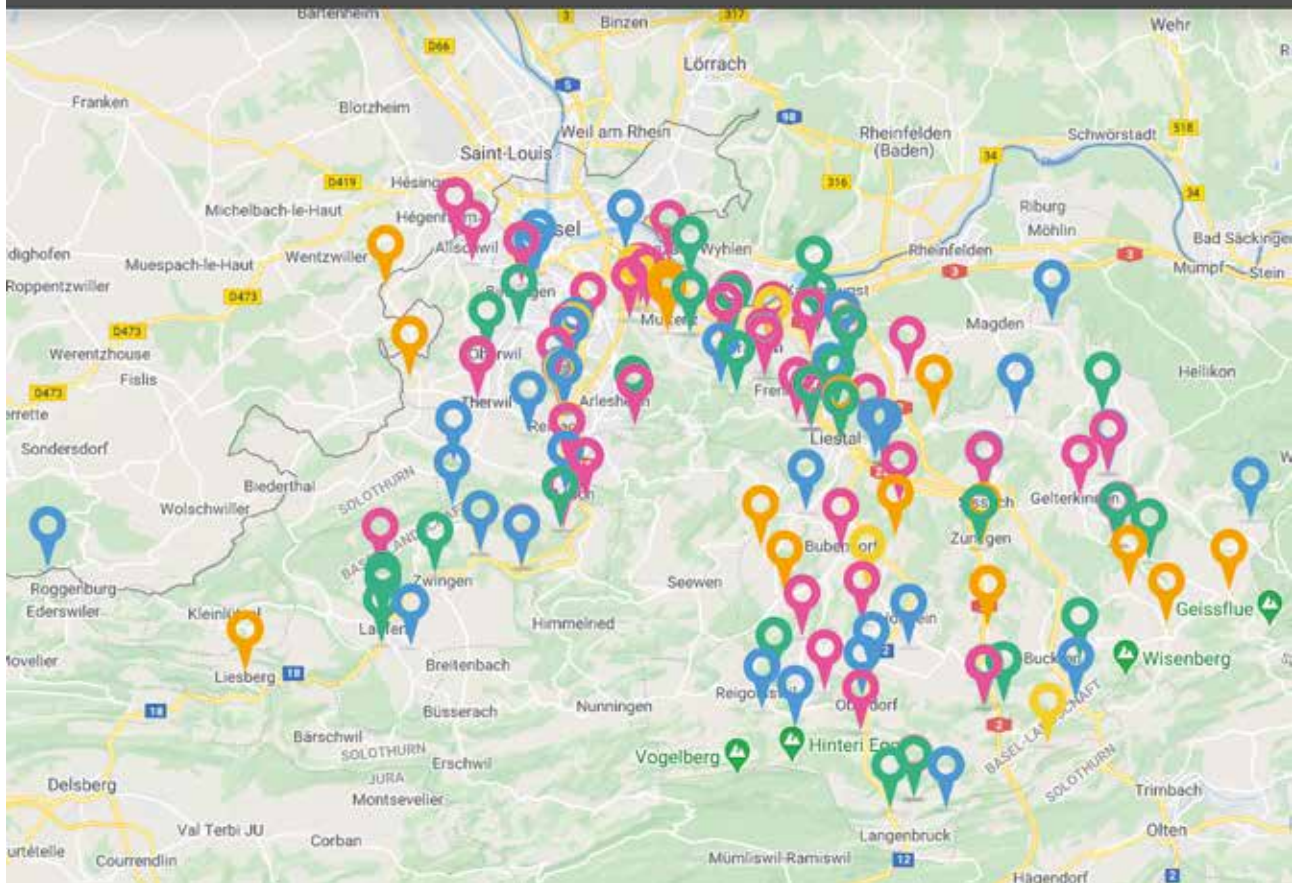
AUSGRABUNGEN

AUSFLUGSZIELE

FUNDE

BAUFORSCHUNG

ZEITREISE



Dicht an dicht: Die Internetseite der Archäologie Baselland zeigt Funde, Fundstellen und Sehenswürdigkeiten im ganzen Kanton.

Vo Schönebuech bis Ammel – und auch im Laufental: Archäologie im Internet

Dass das Baselbiet ein reichhaltiges Kulturerbe mit vielen schweiz-, ja sogar europaweit herausragenden Funden und Fundstellen aufweist, ist mittlerweile in weiten Kreisen bekannt. Dazu beigetragen hat auch unsere 2018 rundum erneuerte Webseite, insbesondere die Rubrik «Entdecken»: Dort kann das Publikum auf einer Karte virtuell den Kanton durchstreifen und interessante Funde, Fundstellen, Baudenkmäler sowie archäologische Sehenswürdigkeiten aufsuchen oder sich von Hörgeschichten in die Vergangenheit entführen lassen.

Die Statistik belegt, dass dieses Angebot äusserst rege benutzt wird. Auch erhalten wir immer wieder Rückmeldungen, wie toll es ist, sich am Bildschirm beispielsweise durch das ausführliche 3D-Modell der Burg Pfeffingen zu bewegen oder die Filigranscheibenfibeln von Aesch ganz nah heranzuzoomen. Es gibt aber auch Leute, die nachfragen, warum diese oder jene Fundstelle nicht aufgeführt ist, oder ob es in ihrer Gemeinde nichts Erwähnenswertes gäbe. Sol-

che Anregungen nehmen wir gerne auf, müssen jeweils aber auch um Geduld bitten. Unsere geringen personellen Ressourcen erlauben zwar einen stetigen, aber nur schrittweisen Ausbau. Das Ziel ist jedoch schon lange formuliert: Jede der 86 Gemeinden – «vo Schönebuech bis Ammel», wie es im

Ungewohnte Einblicke dank 3D-Modell: die Burgruine Pfeffingen um 1750, von Südwesten aus gesehen.



Die neu dazugekommenen Einträge auf unserer Webseite decken die ganze Bandbreite ab: vom Pfarrhaus von Schönenbuch...

Baselbieterlied so schön heisst, und natürlich auch diejenigen aus dem 1994 dazugestossenen Laufental – soll mit mindestens einem Eintrag auf unserer Webseite vertreten sein.

2020 führte der Lockdown im März zu einem abrupten Rückgang der Alltagsgeschäfte. Die

gewonnene Zeit wurde unter anderem gewinnbringend in zusätzliche Internetartikel investiert. Der Zuwachs kann sich sehen lassen: Die Zahl der Einträge stieg von 109 auf 145. Besonders in der Unterrubrik «Bauforschung» kamen zahlreiche untersuchte Gebäude aus rund 600 Jahren regionaler Baukultur dazu.



Parallel zu diesem Ausbau lancierte die Abteilung Kommunikation der Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion eine Serie auf dem kantonalen Facebook-Account. Die Abteilungsleiterin Fabienne Romanens postete in loser Reihenfolge kurze Beiträge mit Links auf unsere Webseite. Auch dieser Effort stiess auf grosses Interesse: Die Aufrufe der jeweiligen Artikelseiten stiegen jeweils sprunghaft an. Mehr als einmal regten die Posts zudem regionale wie auch nationale Zeitungen – zum Beispiel die «20 Minuten» – zu einem grösseren oder kleineren gedruckten Beitrag an, was sich wiederum auf die Online-Besucherzahlen auswirkte.

Vor diesem Hintergrund ist die Zunahme der Nutzerinnen und Nutzer unserer Webseite von

rund 8000 (2019) auf rund 14000 (2020) zwar nicht mehr so erstaunlich, aber dennoch sehr erfreulich. Wir freuen uns, wenn auch Sie künftig immer mal wieder bei uns vorbeischaun und «Neues» zu alten Hinterlassenschaften entdecken.

Bericht: Andreas Fischer

Mehr als einmal regten die Facebook-Posts Zeitungen zu längeren oder kürzeren Artikeln an.



<

... bis zur Fossilienfundstelle in «Ammel», Ächtelmatt – nicht nur geografisch, sondern auch zeitlich.

Leihgaben

In der Ausstellung
«Bildergeschichten» in
Zug waren auch die
Bronzegusskuchen
von Aesch zu sehen.

- Museum für Urgeschichte(n), Zug, Sonderausstellung «Bildergeschichten»: Bronzegusskuchenfragmente aus dem Depot von Aesch, Kännelacker.
- Museum für Archäologie, Frauenfeld, Wanderausstellung «Mondhörner - rätselhafte Kultobjekte

der Bronzezeit: Mondhorn von Reinach, Rainenweg.

- Diverse Ausleihen von Objekten der archäologischen Sammlung zur Restaurierung im Home-office respektive an private Firmen.



Publikationen

- Reto Marti, Wasser im Überfluss – ein römischer Stausee im Ergolztal? Archäologie Schweiz 43, 2020, Heft 3, 16–23.
- Urs Pfirter/Peter Jordan/Hans Rudolf Graf et al. (mit einem Beitrag von Simone Kiefer), Geologischer Atlas der Schweiz 1:25 000, Blatt 161, Sissach-Rehefelden (Wabern 2019).
- Felicia Schmaedecke, Das Kloster Schöntal bei Langenbruck: die Bau- und Nutzungsgeschichte vom 12. Jahrhundert bis heute. Schriften der Archäologie Baselland 54 (Basel 2020).
- Felicia Schmaedecke, Das Kloster Schöntal bei Langenbruck: Katalog der Befunde, der Mörtel und Verputze sowie der Gräber. Schriften der Archäologie Baselland 54b (Basel 2020).
- Viera Trancik Petitpierre, Reigoldswil (BL), Ernährung, Herkunft und Gesundheitszustand zweier frühmittelalterlichen Bevölkerungsgruppen aus Reigoldswil (BL) (Dissertation Uni Bern 2020).
- Debora C. Tretola Martinez, Vom spätkeltenischen Gehöft zur römischen Villa. Die ländliche Besiedlung im südlichen Oberrheingebiet um die Zeitenwende (1. Jh. v. Chr. – 1. Jh. n. Chr.) am Beispiel von Reinach BL (Dissertation Uni Bern 2020).

Die 2018 entdeckten Hinweise auf einen römischen Stausee bei Lausen stossen auch auf nationaler Ebene auf Interesse.



Zeittabelle (v. Chr.)		Ereignisse	Funde, Fundstellen
Zeitenwende	Jüngere Eisenzeit (Latènezeit)	Rauriker (Kelten) erste stadtartige Siedlungen (Oppidum Basel-Gasfabrik) Caesar erobert Gallien, erste schriftliche Nachrichten Gründung der Colonia Augusta Raurica (-44, erste Funde -15)	Oppidum, Töpferei (Sissach-Fluh und Brüel) Flachgräber (Allschwil, Muttenz, Diepfingen ...) Siedlungsgruben (Gelterkinden, Therwil) Hortfunde (Münzschatz von Füllinsdorf)
200			
400	Ältere Eisenzeit (Hallstattzeit)	Werkzeuge und Schmuck aus Eisen «Fürstensitze», erste Luxusimporte aus dem Mittelmeerraum	Höhensiedlungen (Muttenz-Wartenberg, Sissach-Burgenrain) Grabhügelfelder (Muttenz-Hard, Pratteln)
600			
800	Bronzezeit	Herausbildung sozialer Schichten Buntmetall (Bronze) wird wichtiger Werkstoff befestigten Höhensiedlungen Metallhandel, Metallhorte Klimaverschlechterung, Aufgabe der Seeufersiedlungen (-800)	Höhensiedlungen (Pfeffingen-Schalberg, Muttenz ...) Siedlungen und Urnengräber (Birseck) Depotfunde (Aesch, Allschwil)
1000			
1500			
2000			
3000	Jungsteinzeit (Neolithikum)	Beginn Sesshaftigkeit, Ackerbauern, Viehzüchter erste Keramik, Objekte aus geschliffenem Stein Bau fester Häuser, im Mittelland erste Seeufersiedlungen	La Hogue-Keramik (Liestal-Hurlistrasse) Dolmengräber (Aesch, Laufen) Silexabbau (Lampenberg-Stälzler)
5500	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	Wildbeuter in Wald- und Buschlandschaften Fundzunahme	Bestattung (Birmatten-Basisgrotte)
7000			
10 000	Altsteinzeit (Paläolithikum)	nomadisierende Wildbeuter Homo erectus, Neandertaler, moderner Mensch Werkzeuge aus Silex und Geröllen Eiszeiten wechseln mit Warmzeiten Gletscher und Tundra Beginn der Wiederbewaldung im Spätpaläolithikum (ab 12 600 v. Chr.)	Faustkeil (Pratteln) Chopping tool (Reinach, Arisdorf, Münchenstein) Freilandstation (Muttenz-Rütihard) Silexgewinnung (Roggenburg) bemalte Gerölle (Arlesheim)
50 000			
100 000			
150 000			
300 000			
600 000			

Funde, Fundstellen	Ereignisse	Zeittabelle (n. Chr.)	
<p>Gewerbeanlagen (Binningen-Hollee) militärische Anlagen (Belchen, Langenbruck, ...) Aussiedlerhöfe</p>	<p>Kantonstrennung (1832), Bundesstaat (1848) Aufhebung Flurzwang (-1829), Bevölkerungsexplosion Industrialisierung, Technisierung, Informationsgesellschaft</p>	Moderne	2000
<p>Zunahme des Steinbaus, Gewerbeanlagen, Kirchenumbauten Hochwachten (Frenkendorf-Fluh, Pratteln, Sissach-Fluh, ...) Ausbau der Verkehrswege (Langenbruck-Passstrasse) Schlösser (Birseck, Farnsburg, Homburg, Pfeffingen ...)</p>	<p>Reformation (ab 1520) Dreissigjähriger Krieg (1618–1648) Kolonialisierung in Amerika, Afrika und Asien</p>	Neuzeit	1800 1600
<p>Kleinstädte (Liestal, Laufen, Waldenburg) Burgen (Pratteln-Madeln, Arlesheim-Birseck, Farnsburg, Homburg, Sissach-Bischofstein, Zwingen-Ramstein ...)</p>	<p>Herausbildung der Eidgenossenschaft Erdbeben von Basel (1356) Gründung der Universität Basel (1460)</p>	Spätmittelalter	1400
<p>Dörfer (Lausen-Bettenach, Liestal-Rösern, Reinach, Aesch ...) Kirchen, Klöster (Aesch, Muttentz, Langenbruck-Schöntal ...) Burgen (Füllinsdorf-Altenberg, Wenslingen-Ödenburg, Eptingen-Riedfluh, Muttentz-Wartenberg ...)</p>	<p>Stadtgründungen (Liestal, Waldenburg, Laufen) Burgenbau, Rodungen, Basel erhält Stadtmauer (um 1100)</p>	Hochmittelalter	1200
<p>ländliche Siedlungen (Lausen-Bettenach, Pratteln, Reinach ...) Gräberfelder (Aesch, Reinach, Therwil, Eptingen ...) Kirchen (Oberwil, Lausen, Sissach, Buus, Bennwil, ...) frühe Burgen (Liestal-Burghalden, Sissach, Zunzgen-Büchel) Töpfereien (Oberwil, Therwil, Reinach)</p>	<p>Merowinger integrieren Region ins Frankenreich (534/537) intensivierte Christianisierung, Kirchen und Klöster entstehen Altsiedelland der Römerzeit wird wieder besiedelt Herausbildung der Feudalgesellschaft Königreich Hochburgund (888–1032)</p>	Frühmittelalter	1000 800 600
<p>Koloniestadt Augusta Raurica Gutshöfe (Liestal-Munzach, Muttentz, Pratteln, Hölstein ...) Wasserleitung (Lausen-Liestal-Füllinsdorf-Augst) Heiligtümer (Bubendorf-Fieleten, Frenkendorf-Fluh) spätromische Wachtürme (Birsfelden, Muttentz, Rheinfelden)</p>	<p>Romanisierung der Bevölkerung (Gallo-Römer) Handel und Verkehr blühen in zentralen Lagen entstehen grosse Gutshöfe dichte Besiedlung, Entvölkerung in Krisen des 3. und 4. Jh.</p>	Römerzeit	400 200 Zeitenwende

